

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Jahrl. 24 Hefte. Preis vierteljährlich
M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postverhandl. fl. 1.60).

Berlin und Wien, 1. Februar 1899.

Jahrl. 24 Hefte. Preis vierteljährlich
M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postverhandl. fl. 1.60).

XXVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Mit tausend Masten.

Ein Stück Leben.

Von Ida Boy-Ed.

(2. Fortsetzung.)

Sedermann sprach in Martha's Entwicklungsgang hinein: Kapellmeister Leo sagte, Martha müßte zur Bühne, ihre sehr große, robuste Stimme weise sie dahin, auch ihre etwas derbe Individualität. Fräulein Schirrmacher riet, daß Martha Kirchensängerin werden solle, ihre weiche, weibliche Art paßte so dazu, und in Amerika zahlte man Kirchengesang sehr hoch. Der Senator Bonfeld meinte, „trachten Sie daran, mein Kind, eine tüchtige Musikkührerin zu werden, und lassen Sie Sich nichts in den Kopf setzen!“ Die Senatorin war für die Laufbahn einer Konzertsängerin, Pianistinnen gäbe es zu viel. Dieser Ansicht neigte sich auch Hohenkamp zu.

Für Martha gab es innerlich keine Zweifel; sie nahm alle Rathschläge mit dem glücklichen Lächeln hin, das sie sich neuerdings angewöhnt hatte, und dachte bei sich: „In einem Jahr reise ich, anstatt der Moritz, mit den Tournées Desowsky.“ Sie dachte sich das ganz leicht, dergleichen zu erreichen. Ihr war, als warteten alle Konzert-Unternehmer nur auf sie, — als sei im musikalischen Leben der Gegenwart ein großer, freier Platz, der allein durch sie ausgefüllt werden konnte.

Von ihrem ersten Taschengelde kaufte sie sich Alban Desowsky's Bild. Die Ausgabe von einer Mark ließ sich vor der Mutter nicht verhehlen, denn die Mutter sah alltäglich Martha's Portemonnaie nach. Nicht um es zu controlliren, sondern aus Angst, daß Martha Geld verlieren könne, und aus einem ganz allgemeinen, neugierig wichtigen Gefühl. Lügen wollte Martha nicht, — ein Markstück kann man ja leicht „verspielen,“ — sie liebte ihre Mutter zu sehr. Lieber ließ sie sich ausschelten. Aber Frau Inspector Meyer schalt nicht, sondern seufzte nur. Sie dachte eines schönen Gehülfen ihres Vaters und seliger Vorfässerträume, — „was 'n richtiges junges Mädchen ist, muß auch mal 'n kleinen Schwarm haben.“ So weichte Martha dem Bilde des bleichen Geigers, der auf der Photographie ausnah wie der Weltschmerz in Person, unghindert einen glühenden Cultus.

In diese herrlichen Monate fiel nur zuweilen ein kleiner Schatten. Ihre Brüder waren ihn. Die Jungen hatten nicht den allermindesten Respekt vor ihren Übungen, und wenn Martha sich darin erging, die kühnsten Intervalle zu treffen, miautete Hans und Guido sie ihr nach, und

von Martha's Unterricht sprachen sie als von der „Größtstunde.“ Dann gab es Thränen und Hausflämpe, und Martha sagte, sie könne nicht üben, wenn sie nicht ein Zimmer für sich allein bekomme. Aber da es in der Wohnung keine überflüssigen Räume gab, mußte es bei dem Zustand bleiben, und Martha kam sich bald als ein Opfer vor.

Wie später ihre Wohnung eingerichtet werden sollte, wenn sie erst eine reiche und berühmte Künstlerin sei, das wußte sie schon genau. Hinsichtlich des Konzertkleides waren sie sich noch nicht einig: Martha schwärzte für gelbe Seide, die Mutter war für rosa. Alle Bekannten sprachen davon, daß Martha ordent-



Fütterung der Wildschweine. Nach dem Gemälde von R. Tiegen. — Siehe Seite 24.

lich hübsch werde. Ihre Züge waren belebter, das Auge schien dunkler, die künstliche Haartracht gab ihr etwas anspruchsvolles.

Frau Senator Bensfeld fand, daß eine angehende Konzertkünstlerin lernen müsse, sich in Gesellschaft zu bewegen, und eines Tages, gegen Ostern, befam Martha eine gedruckte Einladungskarte zu einer großen Abendgesellschaft. Bisher hatte man sie nur an stillen Tagen holen lassen, wenn Lilly sich langweilte oder die Senatorin fand, daß Lilly's pianistischer Ehrgeiz etwas geweckt werden müsse. Martha war fast schwindlig vor Freude, selbst der Inspector Meyer zeigte eine starke Aufregung. Sein Kind bei seinem obersten Chef, zusammen mit vielen Honoratioren der Stadt als Gast! Ihm schien, als habe Martha's Genie den ersten und auch gleich größten Sieg errungen. Die Freude wurde noch vollständig durch eine Sendung der Senatorin. Sie schickte ein abgelegtes rosa Seidenkleid von sich, das auf der Schleife einen furchterlichen Fleck von Braten-Sauce hatte, und sprach in einigen gütigen Zeilen die Hoffnung aus, daß Frau Meyer ein ausgezeichnetes Kleid ohne Schleife noch daraus zu Stande brächte. Zugleich bat sie, daß Martha sich auf den Vortrag einiger Lieder einrichten möge.

Hierüber war nur Hosenkamp außer sich. Er stand mit der musikalischen Clique, welche im Hause Bensfeld Protection fand, auf sehr feindlichem Fuß. Er wußte gewiß, daß man Martha's Tongebung und Vortrag absällig kritisiren würde.

Während man mitten in der Ausbildung begriffen ist, singt man in einem so anspruchsvollen Kreis nicht vor. Sie werden ablehnen oder besser, ganz absagen," befahl er mit der Strenge eines allmächtigen Lehrers.

Zitternd vor Wuth berichtete Martha dies ihren Eltern.

"Der Mann hat ja woll'n kleinen Ticker," sagte der Inspector Meyer.

Wie hätte man Martha solches Vergnügen, sich eine solche Ehre entgehen lassen dürfen!

Das Verhältniß zu Hosenkamp trübte sich etwas. Aber Martha dachte: er wird schon aushören zu maulen, wenn ich einen großen Erfolg habe. Immerhin ließ Hosenkamp sich herbei, mit ihr eine Liederauswahl durchzugehen. Sie sollte die "Seldeinsamkeit" von Brahms und "Trockene Blumen" von Schubert singen, auch erklärte Hosenkamp einen "Reißer" zum Schlüß für durchaus nothwendig, da bei Bensfeld's kein Mensch was von Musik verstehe und man dem Kreis mit Banalitäten kommen müsse. Als "Reißer" wurde dann "Allerseelen" von Lassen gewählt.

Vor dem Singen fürchtete Martha sich keinen Augenblick. Nur vor den vielen kleinen gesellschaftlichen Regeln, die sie nicht alle zu kennen fürchtete. Und dann davor, daß das Kleid nicht ordentlich führen würde. Die Mutter schneiderte daran, in Zieberangst etwas zu verderben, und Martha probierte es wohl jedesmal an.

Aber es saß. Und wie eine Fee, die sich in eine Hütte verirrt hat, stand Martha am festlichen Abend strahlend mitten im Zimmer. Im Schein von zwei Lampen und der Küchenwandlampe, die auf dem Klavier stand, glänzte die rosa Seide und schimmerten die weißen Schultern. Denn in aller Unschuld und sich immer in Gedanken an die Toilette der Lola Morwitz haltend, hatte Frau Meyer so eine Art Hofauschnitt hergestellt, der viel zu tief für Martha's Alter und Stellung war, aber überraschend schöne Linien offenbarte.

Eine heiße Vorfreude, verbunden mit einer zitternden Spannung brannte in Martha's Brust. Sie vergaß, daß die Einladung eine Gnade, das Kleid ein geschenktes war. Weit offen standen die Thore des Ruhmes, des Glücks und des Reichthums, — sie brauchte nur einzuziehen, einer jungen Königin gleich, die Besitz nimmt von ihrem Reich.

Hoch empor gehoben fühlte sie sich, ihr Schritt war elastischer, ihre Gebärden größer, ihr Wesen herablassend. Eine Kluft trennte sie von den Jhrigen. Aber ein warmes, großes Gefühl drängte sie, Gnaden auszutheilen.

"Später, Mama, nehmt Ihr Theil an meiner Ehre. Und Hans und Guido laß' ich studieren. Und Mimi und Du lebt bei mir."

Die Mutter hatte Thränen in den Augen.

"Wenn bloß mein Vater das noch erlebt hätte. Er war so für seine Familie und daß man 'n bißchen höher raus streben sollte," sagte sie. "Und benimm Dich man bescheiden, mein' Martha. Mit Bescheidenheit stößt man nie nich an."

"Aber natürlich, Mama. Fräulein Köster sagte auch immer: mit Bescheidenheit kommt ein junges Mädchen am weitesten."

Und bescheiden mischte Martha sich auch unter die Gäste, nachdem sie ihren Eintritt in den Salon im Ge-

folge einer großen Familiengruppe unbemerkt hatte bewerkstelligen können. Die Senatorin sah sofort, als Martha ihr die Hand führte, daß das Mädchen zu tief ausgeschnitten war, und ärgerte sich etwas, konnte aber nichts sagen, weil schon andere Gäste nahten. Und bescheiden hielt Martha sich auch während des Essens, ob schon alles, was auf den Tisch kam, ihr neu war und wunderbar schmeckte, und ob schon ihr Tischherr einen recht flotten Ton gegen sie anschlug. Er war der neunzehnjährige Sohn eines großen Handelsherren in Havre und sollte in Hamburg Deutsch lernen; die Empfehlung, die er an Bensfeld's hatte, war diejen recht lästig. Die jungen Damen liebten es nicht, einen solchen "Jüngling" zu Tisch zu bekommen. Die Senatorin war ordentlich erleichtert gewesen, für Martha einen passenden Herrn und für Gaston Ferrand eine anspruchlose Dame zu haben. Martha genierte sich zwar, französisch zu sprechen, war aber doch stolz, hier und da ein schweres Wort ihm übersetzen zu können. Gaston sagte ihr faulstische Complimente über ihr blondes Haar und ihre schönen Schultern. Sie hörte es mit glücklichem Herzklöpfen. Daß es ein Franzose, ein Ausländer war, dem sie gefiel, schien ihr dies Wohlgefallen noch werthvoller zu machen.

Im Bensfeld'schen Hause wurde bei Gesellschaften qualvoll viel Musik gemacht. Eine wirkliche, allgemeine Unterhaltung und gleichmäßig fröhliche Stimmung kam nicht auf. Herr Senator spielte Cello, und es wurde stets ein Trio vorgetragen; die Violine spielte der erste, dafür honorierte Geiger der Stadt, den Flügel eine hervorragende Lehrerin "aus Freundschaft", — sie refusirte ihre Schülerinnen aus dem Bensfeld'schen Kreis. Durchreisende Künstler wurden gefeiert und musicirten hier. Die Senatorin hatte früher gesungen und war eine Klein-Schülerin. Sie war auch mit einem berühmten Wagner-Dirigenten sehr befreundet und hatte ein unfehlbares Urtheil in musikalischen Fragen.

So war denn der Ausfall des heutigen Abends für Martha wichtig. Trotzdem trat sie ohne jede Angst an den Flügel, wo Fräulein Deppermann, die berühmte Lehrerin und Senator Bensfeld's Trio-Freundin schon, etwas gelangweilt präludirend, saß.

Noch niemals hatte Martha in einem so großen Raum gesungen. Ihr war, als würde ihre Stimme größer und schöner, als dehne eine unerklärliche Macht ihr die Brust. Die Prismen am Kronleuchter zitterten klingend beim Andrang der Schallwellen. Und Martha sang lauter und lauter, den Charakter des Liedes und den ihr von Hosenkamp eingeprägten Vortrag vergessend, nur der Wonne sich hingebend, so große, tragende Töne erzeugen zu können.

Weder die "Seldeinsamkeit" noch die "Trockenen Blumen" lagen ihrem Verständniß und ihrer Art nahe.

Einige von den Hörern klatschten Beifall, es wäre ihnen grausam vorgekommen, daß nette, frische Mädchen ohne ein Zeichen der Anerkennung zu lassen. Andere klatschten nicht, weil sie nicht mit sich einig darüber waren, ob man in einem Privathause Beifall in dieser Manier äußert.

Der musikbegeisterte Theil der Gesellschaft saß voll Spannung da, mit kaum verhehlter Ungeduld das Ende von Martha's Vorträgen abwartend. Und dann, als der letzte Ton verklungen war, stürzten die Musifreunde förmlich aufeinander und auf Martha zu.

"Natürlich, wieder der bekannte Hosenkamp'sche Gaumenton."

"Hosenkamp ruinirt doch jedes Material."

"Was für 'n Idée, daß Kind diese Lieder schon singen zu lassen."

"Fräulein, Sie heben bei den hohen Tönen den Kopf wie 'ne Gans, die Wasser trinkt. Das Kind nieder, nieder! Chantez avec les yeux," sagte mein italienischer Lehrer."

"Hosenkamp hat keinen Schimmer von Stimmbildung."

So lang es um Martha. Sie stand ganz verwirrt und hörte nur das eine klar, daß Hosenkamp im Begriff sei, ihre Stimme zu verderben. Plötzlich erinnerte sie sich seines Verbotes, hier zu singen. Aha, — er hatte wohl recht gut gewußt, daß er hier solche Kritik erfahren werde!

Und aus all' den Hin- und Herreden, die von Martha's Stimme wie von einem Object handelten und gar keine Rücksicht auf Martha's Person nahmen und darauf, was wohl in ihr vorgehen möge, erhob sich zuletzt ein Beschlüß.

"Sie muß zu Kley!"

Dies sagten alle mit einer Entschiedenheit, gegen die es kein Auflehnen gab.

Als Martha heimkam, fand sie als Resultat dieses Abends, daß ihr jedes Vertrauen zu ihrem Lehrer geraubt worden war.

Berlin, — Klein, — das stand vor ihr, so lockend, so verheißend, daß sie bald zu dem festen Glauben kam, ihre ganze Zukunft hingé davon.

Hosenkamp merkte bald, daß seine Schülerin in ihm nicht mehr den musikalischen Dalai Lama sah, der er ihr bisher gewesen. Durch größere Schärfe suchte er mehr Autorität zu gewinnen. Aber Martha war aufsässig. Als einmal der Name Kley fiel, sagte Hosenkamp:

"Kley-Schule, Schrei-Schule. Gehet Sie nur hin, er wird Sie schon ruiniren. Das heißt, wenn Sie das Geld haben, Sich ruiniren zu lassen!"

Ja das Geld, das schreckliche, das dumme Geld. Dass Martha keine Mittel hatte, ein Jahr in Berlin zu leben und das Studium bei Kley zu bezahlen, wußte sie nur zu genau.

Aber es erging ihr und allen, die sich für sie interessirten, wunderlich. Erst hieß es: wenn sie doch zu Kley könnte! Dann: sie muß zu Kley. Man lebte sich in diesen Gedanken so hinein, daß er schon Entschluß war, ehe ein Mensch an die dazu gehörigen Mittel dachte. Auch Martha's Eltern glaubten, es müsse sein. Man hätte es doch bei Bensfeld's gesagt! Heimlich hofften sie, irgend eine großmütige Hand werde sich finden, das Geld zu geben.

Nach und nach nahm die Sache eine so klare Form an, daß es hieß: die fünfzehnhundert Mark werden doch aufzutreiben sein!

Als erst die Ziffer genannt war, die für ein halbes Jahr reichte, — wenn es denn auch nur eine Winter-Saison hindurch wäre, hatte die Senatorin gemeint, — schien es schon gewiß, daß Martha nach Berlin gehen werde.

Sie wußte sich vor Freude nicht zu lassen. Ein überschwänglicher Daseinsreichtum drang auf sie ein. Die ungeheuersten Erwartungen erfüllten sie, wie ein Fieber der Ungeduld pulste es durch ihre Adern.

Die Senatorin Bensfeld, die es oft genug bedauerte, nicht reich genug zu sein, Martha das Geld zu schenken, hatte einen großartigen Einfall.

Martha sollte ein Konzert geben! Alle Damen des Bensfeld'schen Kreises konnten unter der Hand Billets anbringen. Der öffentliche Zweck sollte sein, Martha Geld zum Studium in Berlin zu verschaffen. Das entwaffnete Kritik und Publicum. Fräulein Deppermann würde die Begleitung übernehmen, für ein ganz bescheidenes Honorar. Rechnete man dann die Saalfosten, Annoncen und Konzert-Programme dazu, so mußte für Martha ein stattlicher Reingewinn von gegen tausend Mark herauskommen.

Der Bensfeld'sche Kreis war entzückt von der Idee; daß der Saal "bomben voll" sein werde, schien allen gewiß.

Als Martha, trunken vor Glück, ihrem Vater diesen Plan mitteilte und ihm auf Klimi's Schiebertafel alle Kosten und die Einnahmen vorrednete, ward der Mann ganz besangen.

Seine Martha, die er noch bis vor kurzem oft "dummes Göhr" genannt, konnte an einem Abend ein Drittel seines ganzen Jahresverdienstes zusammensingen?!

Und Frau Inspector Meyer sagte:

"Nu' mein' ich, Papa, daß Du auf die Police die dann noch fehlenden fünfhundert aufnimmt. Das seh'n wir ja nu': Klimo ist da nich weiter bei. Später giebt unser' Martha alle Winter jo'n Stück zehn, zwölf Konzerte, und dann siehten wir das Geld mit Zinsen wieder ein."

Ja, wenn Martha so leicht Geld verdienen konnte, dann war freilich kein Klimo dabei. Und Martha durfte ihren Beschützern erzählen, daß ihr Papa das fehlende Geld flüssig machen werde, was ihr nebenbei auch noch ein Gefühl großer Genugthuung war. Ihr Armutsbewußtsein schwand ihr dabei. Sie fühlte überhaupt schon seit mehreren Monaten die Lust zwischen sich und der Gesellschaft ganz verschwinden.

Es sprach sich schnell herum, daß Martha ein Konzert geben wollte und zu welchem Zweck. Alle Welt fand es ehrenwerth und vernünftig, lieber durch diesen Appell an die Theilnahme der Mitbürger sich die Mittel zu verschaffen, als durch Schuldenmachen. Die Schirmacher'sche Schule beschloß, fast vollzählig hinzugehen, alle Lehrerinnen und Lehrer, die ganze erste, zweite und dritte Klasse. Natürlich würden auch Martha's ehemaligen Mitschülerinnen, die letzten Winter schon als junge Damen ausgegangen waren, nicht fehlen.

"Wir friegen Sagebiel's großen Saal voll!" sagte die Senatorin vergnügt.

Hosenkamp machte gute Miene zur Sache. Ihm blieb nichts anderes übrig, und er trachtete, sich bei der Gelegenheit mit dem Bensfeld'schen Kreis etwas freundlicher zu stellen.

Er sagte aber mit Entschiedenheit, daß es unmöglich sei, Martha einen ganzen Vesperabend allein bestreiten zu lassen. Ihre in voller Ausbildung begriffene Stimme könne noch nicht so ökonomisch verwaltet werden, um auszureichen. Dies sah die Senatorin Bensfeld ein, und auch Fräulein Deppermann pflichtete bei.

Neue Berathungen begannen. Es schien also nötig,

einen Künstler zur Mitwirkung heranzuziehen. Natürlich keinen Sänger.

„Wäre es nicht am besten, man forderte einen Geiger auf,“ wagte Martha zu sagen.

Ihr Herz klopfte furchtbarlich. Einen Namen auszusprechen, hatte sie nicht den Mut.

Fräulein Deppermann schlug den Triogenossen des Senators vor.

„Nur keinen Hamburger,“ bemerkte Hasenkamp. „Was meinen Sie von Desowsky? Er hatte im November vorigen Jahres einen Riesenerfolg. Viele haben ihn damals nicht gehört.“

Die Senatorin stimmte lebhaft zu. Theils, weil sie und ihr Mann damals selbst Desowsky versäumt hatten, theils, weil sie es denn doch höflicher fand, Hasenkamp etwas vorschlagen zu lassen.

Martha brauste es in den Ohren. Er, Er! Es war erreicht, was sie sich im vorigen Jahr gewünscht, gelobt, — an Stelle der Mornitz trat sie mit ihm zusammen auf, — nach kaum elf Monaten.

Ihr Jubel war zu groß. Sie konnte ihn nicht hinausschreien, — Thränen traten in ihre Augen.

Oh, welch Leben! Wie groß, wie schön, die Kunst und das Glück! Mit einer Königin hätte Martha nicht tauschen mögen!

Als sie nach dieser Conferenz das Venfeld'sche Haus verließ, zusammen mit Hasenkamp, fühlte sie sich mit ihrem Lehrer wieder ausgesöhnt.

Die Correspondenz mit Alban Desowsky führte Hasenkamp. Es stellte sich als viel schwieriger und weitläufiger heraus, so etwas zu Stande zu bringen, als Martha gedacht. An den Tagen, die in Hamburg passten, konnte Desowsky nicht; an jenen, wo Desowsky frei war, war es der Saal nicht. Aber endlich kam man doch übereins. Am 26. October sollte das Konzert sein, und Alban Desowsky erhielt für seine Mitwirkung ein Honorar von fünfhundert Mark. Die Senatorin Venfeld und Fräulein Deppermann erklärten, nun könne man für den ersten Platz vier Mark nehmen, auch würde für viele, die zu Martha Meyer nicht gekommen wären, Desowsky der Anziehungspunkt sein, so daß sich die Mehrausgabe leicht ausgleiche.

So stand denn nun alles fest: das Konzert und Berlin.

Martha war in der Stunde, wo Hasenkamp ihr Desowsky's Zusage mitteilte, so bewegt, daß sie wiederholt in Thränen ausbrach. Auch Hasenkamp wurde bewegt. Er glaubte, einige Thränen gälichen auch wohl dem bevorstehenden Abschied vom alten Lehrer.

„Bleiben Sie ein gutes Kind, Martha,“ sagte er und zog sie liebevoll an sich, „in Berlin wird viel an Sie herantreten, wovon Sie noch keine Ahnung haben. Tapfer und anständig sein, — was? Und den alten Hasenkamp nicht vergessen, der es doch schließlich war, der Ihr Talent entdeckte. Nachher wollen es immer ein Dutzend andere gewesen sein!“

Martha schlängelte Weinend die Arme um seinen Hals, weil ihr so weh und so weich ums Herz war, und weil doch die Mutter nicht da war, und sie sich ausweinen mußte, — mußte —

Hasenkamp streichelte sie und liebkoste sie und gab ihr auch einen Kuß. Er war sehr zärtlich, und plötzlich wurde Martha verlegen.

Da sagte Hasenkamp, ihr wie zum Abschluß auf die Schultern klopfend:

„Na, ich bin doch so eine Art Pflegevater für unsere Martha, — was? Aber nun wollen wir noch mal „das Veilchen“ durchnehmen.“

Durch das Fenster, welches sich auf die enge Fuhlwiete zu öffnete, fiel das trübe Tageslicht. Das Glas klirrte leise, denn draußen fuhr ein Lastwagen.

Und Martha sang gedanken- und seelenlos:

„Ein Veilchen auf der Wiese stand, — — während ihre heiße Sehnsucht dem Augenblick entgegenslog, wo sie mit ihm sprechen durfte.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Damen-Sport.

Von Dr. Franz Oppenheimer.

II.

Liebhaben in unserer ersten Unterhaltung uns bemüht, die moderne Frauenbewegung aus ihren ökonomischen Ursachen zu begreifen. Wir sahen, wie die ungeheuere wirtschaftliche Umwälzung des Jahrhunderts, indem sie die Haushaltswirtschaft durch die Wirtschaft für den großen Markt erlöste, eins der alteingesetzten Bande nach dem anderen zerstörte, die noch untreue Großmütter an das Haus und seine Welt gefesselt hatten, bis die Frau zuletzt dastand, frei, aber auch heimatlos. Wir sahen, wie sie aus der Heimatlosigkeit den Zwangsantrieb und aus der Freiheit den Ruth gewann, ihrem einzigsten „Herrn“, dem Manne, den Wettbewerb auf immer neuen Gebieten des öffentlichen Lebens anzubieten; und wie aus

alle dem auch ihre Beteiligung am männlichen Spiele, am Sport, naturnothwendig herauswuchs.

Damit haben wir die physiologische Wurzel der auffälligen, ebensoviel angefochtenen, wie lobpreisenen Erscheinung bloßgelegt, die heute als Damen-Sport die öffentliche Aufmerksamkeit so stark beschäftigt. Aber wir haben damit ihre Ursachen nicht erklärt. Sie hat eine ebenso starke hygienische, physiologische Wurzel. Und, wenn die seelischen Strömungen noch immer den Werbung nach „Gut“ und „Böse“ unterliegen, wenn sie antipathische und sympathische Triebe erwecken, so sieht die Physiologie als Naturwissenschaft jenseits der Moral und geistet gegen ihre Urtheile keine Verungst.

Dieselbe wirtschaftliche Umwälzung, deren wir gedacht haben, hat, wie die seelischen, so auch die leiblichen Bedingungen des Lebens der Kulturstölzer von Grund aus umgekehrt. Wir ließen oben die Frage offen, ob die seelische Gesundheit unseres Volkes gelitten oder gewonnen habe: für die leibliche Gesundheit müssen wir leider eingestehen, daß sie zunächst eine Wendung zum Schlimmeren genommen hat.

Man lasse sich nicht dadurch täuschen, daß die Sterblichkeitsziffer der Kulturstölzer stetig sinkt, daß also die Menschen heute im Durchschnitt länger leben, als in der Gegenzeit. Das ist die Wirkung der ungeheuer vorgeschrittenen hygienischen Erkenntnis und des gewachsenen, allgemeinen Reichthums. Die Nahrung und namentlich die Wohnung unserer armen Bevölkerungsschichten ist so ungleich gesunder wie chemals, die vorbeugende Hygiene so mächtig entwickelt, daß verheerende Seuchen immer seltener und milder werden. Unsere Transporteinrichtungen sind so weit gediehen, daß Hungersnöthe, wie wir sie noch vor fünfzig Jahren sahnen, wie sie unser Nachbar Russland noch in jedem Jahrzehnt erlebt, bei uns zu den Unmöglichkeiten gehören, sodaß die Nordwaffen der apokalyptischen Reiter stumpf geworden sind, zumal auch die Kriege immer seltener werden, je höher mit dem steigenden Reichthum und dem steigenden Werth des Menschen der Einsatz des blutigen Spieles wird. Aus all diesen Gründen lebt der Mensch länger, — aber es ist eine ganz andere Frage, ob er während dieses längeren Lebens auch gezunder ist? Und diese Frage glauben wir verneinend beantworten zu müssen. Die Lebensdauer ist das Resultat zweier sich dauernd bekämpfender Mächte: der individuellen Lebenskraft und seiner Feinde. Wir glauben, daß die Lebensdauer gewachsen ist, trotzdem die Lebenskraft im allgemeinen gesunken ist, weil die Feinde des Lebens noch stärker zurückgedrängt werden konnten.

Der grundlegende, hygienische Widerstand, den wir zu beklagen und folgerichtig zu bekämpfen haben, läßt sich mit einem einzigen Worte bezeichnen. Er heißt: einseitige Berufstätigkeit.

Wir sahen, wie die große Revolution der Wirthschaft sich dahin zusetzte, die Arbeit immer mehr zu spezialisieren. Ein Zweig der Gütererzeugung nach dem anderen wurde das Sondergebiet eines eigenen Gewerbes. Diese riesenhafte „Arbeitsteilung“ hat ihre glänzende Schauseite; denn es ist klar, daß die einzelne Arbeitskraft um so mehr leisten kann, je ausschließlich sie sich mit der Herstellung eines bestimmten Gegenstandes allein beschäftigt, und daß wir nur dieser Arbeitsteilung die ungeheure Zunahme des vollkommenen Reichthums verdanken, die uns so hoch über den Zustand vor hundert Jahren emporgehoben hat.

Aber die Medaille hat auch ihre dunkle Rückseite, und zwar, wie gesagt, eine hygienische. Je mehr die einzelne Arbeitskraft sich auf eine eng begrenzte Tätigkeit beschränkt durfte resp. mußte, um so einseitiger wurde die Beschäftigung seiner Kräfte, der körperlichen, wie der geistigen. Es wurde immer mehr nötig, einzelne Organe des Körpers zu höchstgefeigerten Leistungen der Kraft oder Geschicklichkeit zu „trainiren“, um auf der anderen Seite den ganzen Kreis des Körpers zur Unthätigkeit zu verdammen und damit zu verkrüppeln.

Warum war der germanische Bauer der Völkerwanderungszeit ein solcher kriegerischer Krieger? Weil ihn die damalige Wirtschaftslage zwang, alle seine Kräfte in gleichmäßiger Harmonie zu entfalten. Heute idiomat er die Art, um den Urwald niederzulegen und Ackerland zu gewinnen, morgen führt er den Pflug oder handhabte er die Sense und den Drehsiegel. Heute bestlich er als Jäger den Hirten und Auerstier, um morgen als Zimmermann Haus und Geräth zu fertigen oder als Schmied seine Waffe herzustellen. Heute stählt er den Ruth im Kampfe, morgen den Verstand im Rathe oder Gericht. Kein Muskel seines Leibes, keine Zelle seines Gehirns, die nicht im Laufe seiner regelmäßigen Lebenshäufigkeit beansprucht worden wäre.

Man vergleiche damit die Tätigkeit eines Fabrikarbeiters in einer großen Anzahl! Tagein, tagaus, jahrein, jahraus erwirkt er seinen Lebensunterhalt mit demselben einen, bestensfalls mit einigen Handgriffen. Alle Lebenshäufigkeit ist in die eine Muskelpartie gedrängt, alle Aufmerksamkeit in das eine Bewegungs-Centrum im Gehirne festgebannt. Jede Bewegung eines anderen Muskel-Apparates wird hier zur störenden „Nebenbewegung“; jeder Gedanke, der auch nur ein Haar breit von der specificirten Arbeit abschafft, hält das Werk auf. Je vollkommener der Arbeiter entmenscht, maschinisiert, zu einem gedankenlosen, automatisch funktionirenden Teile der Maschinerie geworden ist, um so höheren Werth hat seine Leistung.

Solche Einseitigkeit rächt sich schwer. Der in den monotonen Kreislauf eingeprägte Arbeiter wird geistlich und leiblich krank. Leiblich krank nicht nur an den eigentlichen „Gewerbe-Krankheiten“, den Folgen ganz besonderer Schädlichkeiten seines besonderen Berufes, — es sei an die Lungen-Tuberkulose der Steinmetzen, Schleifer und Wollspinner, an die Blei-Bergistung der Maler und Buchdrucker, an die Phosphor-Nekrose der Streichholzarbeiter, die Quecksilber-Bergistung der Spiegelbeleger erinnert, — sondern ganz allgemein fabrikstrakt durch die Rache, die der durch Nichtgebrauch der meisten Organe an seiner Gesundheit geschädigte Organismus an seinem Verächter und Peiniger nimmt. Daher die verhältnismäßig frühe Sterblichkeit aller Fabrikarbeiter.

Seele und Leib sind dem Arzte eine untrennbare Einheit; und so wird denn der Arbeiter auch seelenkrank. Das nothwendig aus der einseitigen Beschäftigung hervorwachsende allgemeine Unzufriedenheit zeigt sich als Hass gegen die „verstüchte Arbeit“, als Bestimmung und Verbitterung. Hier liegt vielleicht die Hauptursache des verrückten und gefährlichen politischen Radikalismus bloß: der unzufriedene Mann, dessen ganzes Leben ein Kampf gegen eine physiologisch schädliche, und nur darum, wie alles schädliche, widerwärtige Beschäftigung ist, ergiebt sich utopistischen Hoffnungen und Plänen, träumt von einer Ver-

nichtung der ihn peinigenden Gesellschaftsordnung — und sucht, leider, einen Lebensretz, im Gift, im Alkohol, der nun seine Lebens- und Arbeitskraft noch schneller vernichtet, als die einseitige Berufstätigkeit. Wer in das allgemeine Verdammungsurteil über die Arbeitsschule der unteren Klasse einstimmt, hat ihre „Arbeit“ nie von diesem Gesichtspunkte aus angesehen, hat nicht bedacht, daß es seinem schärferen Geigen zu der freudigen Herausgabe aller seelischen und körperlichen Kräfte geben kann, die in früheren Jahrhunderten „Arbeit“ hieß, als diese rein maschinennähige Tätigkeit, die den Menschen vernichtet, während sie ihn zum Theile eines tödlichen Mechanismus entmündigt.

Die pathologischen Folgen einer solchen einseitigen Beschäftigung sind sehr einfach darzustellen. Jedes Organ ist für eine bestimmte Leistung eingestellt, verlangt aber auch zu dieser Leistung herangezogen zu werden. Ein „Zuwiel“ wird verhältnismäßig leicht ertragen, wenn nur die Leistung nicht auf einmal beansprucht wird; denn alle Organe, ohne Ausnahme, Muskel, Drüsen und Hirn, lassen sich durch Übung, d. h. durch regelmäßige wiederholte und im Ausmaß steigende Beanspruchung zu enormen Leistungen heranbilden; aber ein „Zu wenig“ rächt sich immer und meistens sehr schwer.

Die Zellen des brachgelegten Organs werden schwächer, sterben ab, ohne daß neue, lebenskräftige herangebildet werden, weil der Wachstumskreis, eben die Bevölkerung, fehlt. Und aus demselben Grunde, — denn ein arbeitendes Organ wird von viel größeren Massen Blut durchströmt, als ein ruhendes, — ist die Drainage, die Durchspülung des Körperfelles ungenügend. Die Stoffwechselschläden bleiben liegen, wo sie der Strom ausgeworfen hat. Es ist noch der günstigste Fall, wenn sie nur mechanische Hindernisse darstellen: meist aber sind sie geradezu giftig, werden vom allgemeinen Stoffwechsel aufgezogen und enthalten ihre Wirkung im Großen des Gesamt-körpers, deßen harmonische Funktion sie stören und, schneller oder langsamer, auch zerstören. Ein Still des Auges ist jedes zur dauernden Unthätigkeit verurtheilte Organ, angefüllt mit übeln Resten: sein Medikament kann ihn ausheilen, seine heilsame Quelle reinigen. Es muß der Götterohn Heraclitus kommen und den Bergitron hindurchleiten, um in einem Hu! all den Unrat fortzuschwemmen. Dieser Heraclitus ist die Übung, der Sport, die spielende, freudige Arbeit des Gesamt-körpers, und der reizende Eros, das ist das während der Übung mit verzweigter Kraft und Masse durch die eingerosteten Adern schwüme Blut.

Warum haben wir so lange bei dem „Arbeiter“ verweilt, da wir doch eine Erscheinung behandeln, die ganz allein den oberen Gehirnauslauf zufommt? Weil auch für die upper ten ganz das gleiche gilt, wie für den Fabrikarbeiter. Auch ihre Beschäftigung ist einseitig, auch sie legen wichtigste Organe in die Brüche, auch sie leiden an den Folgekrankheiten dieses unhygienischen Verfahrens!

Wenn der Arbeiter, der Roth gehorchnend, nicht dem eigenen Trieb, einer bestimmten Muskelgruppe auf Kosten der anderen und des geistigen Lebens ausbildet, so ist es mit den oberen Klassen gerade umgekehrt. Sie legen die Muskulatur brach und überanstrengen das Gehirn. Die Folgen sind eher noch schlimmer!

Diese Sünder an der heiligen Hygiene ernähren sich wie Steinträger, mit den kräftigsten Lebensmitteln, mit starken Gewürzen und alkoholreicher, reizvoller Nahrung. Sie bringen damit in den Stoffwechsel ihres Körpers eine Unmenge chemischer Spannungskräfte, die nach Entladung in starker Muskelarbeit verlangen. Statt aber die Kraftausgabe mit der Einnahme ins Gleichgewicht zu setzen, brauchen sie ihre Muskulatur nur zu den geringfügigsten Leistungen: Schreiben, Reden, allenfalls einer Promenade von geringer Dauer. Sie haben die Sprache ihres eigenen Körpers verlernt, verstehen nicht mehr, daß die dumpfe Spannung, die an ihren Nerven zerstört und ihren Schädel auseinanderdrängt, latente Kraft ist, die sich entladen will. Sie haben sozusagen Gewitterthiere in sich, die elektrische Spannung, die des befreidenden Blitzes der Arbeit barrt. Der Europäer, der im Regerdorf die unermüdlichen Tänze lächelnd beobachtet, dieses für civilisierte Augen so finstere Hüpfen, Springen und manadische Rasen, der spottet seiner selbst und weiß nicht wie. Der Reger steht der Natur noch nahe und versteht noch ihre Sprache in seinem Leibe: er entlädt die Kraftspannung, vergießt sie wohl, aber bereit sich von ihr, und darum ist er kinderfröhlich und langlebig wie ein Rabe.

Und während die überschüssigen chemischen Kräfte fortwährend in den Organismus des „Gebildeten“ hineingeprägt werden, geht in der gesamten Körpermuskulatur jene Aufhäufung giftiger Stoffwechselschläden ihren Gang, die liegen bleiben und zu allen Erscheinungen der „Selbstvergiftung“ die Ursache werden, von der chronischen Darunterdrückung bis zu psychischen Zwangsvorstellungen, von der Bleichsucht bis zum Spleen, der das Leben fortwirkt wie ein faules Ei.

Nichts arbeitet im eigentlichen Sinne, als das Gehirn, und zwar nur seine geistigen Centren bei den höheren Arbeitern, vom Fabrik-Director bis zum Professor, und die Triebzentren bei den „Damen“ und den männlichen Rentenverzehrern. Nur durch dieses Organ, das einzige nicht brachgelegte, strömt der ernährende Blutkreislauf in Fülle, in Überfülle leider! und, weil im Körper alles Wechselbeziehung ist, weil ein Organ zwar stärker von Blut durchflossen wird, wenn es arbeitet, aber auch stärker arbeitet, wenn es von viel Blut durchflossen wird: so haben wir als Folge dieses einseitigen Drills eine erschöpfende Gehirnthaligkeit zu beklagen. Die durch Überarbeit erweiterten Blutgefäße reizen die empfindlichen Ganglionzellen zu nie rastender Tätigkeit; das Hirn arbeitet auch im Schlaf weiter, hat keine Zeit, sich zu erholen, seine Stoffwechselverluste gehörig zu erziehen.

So führt die Überspannung der geistigen Organe bei gleichzeitiger Brachlegung der Muskulatur allmählich zu recht schweren Allgemeinfürbungen, die man mit einem sehr gewöhnlich gewordenen Worte als „Nervosität“ bezeichnet; eine Krankheit, die wie eine Seuche in den Kreisen der upper ten um sich greift, Familien zerstört und Sanatorien wie Bade-Orie mit unglücklichen Menschen anfüllt, denen ihre bevorzugte Lebensstellung zum Fluche geworden ist. Indem sich diese „nervöse“, neurotische Veranlagung von Geschlecht zu Geschlecht forterbt, indem die schmale Oberfläche der Kulturstölzer durch Kreuz- und Querheiraten es sorgsam vermeidet, ihre schlaffen Adern mit neuem, frischem Blute zu füllen, greift die noch unerfahrenen Großväter fast unbekannte Erscheinung quantitativ immer weiter um sich und verschärft sich qualitativ immer mehr. Zu

feiner Zeit, ausgenommen vielleicht die der sinnenden Kaiserzeit Roms, haben Neurostheniker einen so gewichtigen Einfluss auf Politik und Kunst gehabt, wie gerade jetzt. Das hypochondrische Büßeln in den eigenen Empfindungen, das viele unserer jungen Dichter berühmt macht, das verzweigte Suchen nach neuen Sensationen, fräsig oder seltsam genug, um die bankrotten Nerven noch einmal emporzuheben, das ist Neurosthenie, ist die Folge der einseitigen Berufstätigkeit der oberen Klassen, wie sie sich bei den unteren Klassen in der politischen Verwilderung und der Häufung ganz neuer, schauerlicher Verbrecher-Typen zeigt.

Niemand jedoch hat so schwer unter dieser Abkehr von allem natürlichen Leben zu leiden, wie die Frauen der oberen Klassen, wie die Damen. Die Wirtschaftsentwicklung hat ihnen den Beruf, eine große und verzweigte Hauswirtschaft zu leiten, genommen; aber noch weigern ihnen ein rücksichtiges Recht und eine rücksichtige Sitte, sich einen neuen Beruf zu wählen. Während das Weib aus dem Volke bei färger, reizloser Kost und harter Arbeit wenigstens seine überflüssigen Spannungskräfte aufhaut, werden die Töchter der wohlhabenden Klassen viel zu reichlich ernährt, viel zu wenig zur Thätigkeit angehalten und in ihrem Trieblen künstlich gereizt. Eine ernsthafte Erziehung, die sie zu Spielpuppen eines künftigen Herrn und Gebieters heranführt, eine Abrichtung zum Gefallen und Geliebwerden, hindert sie auch noch, wie die Knaben, die vorhandenen latenten Kräfte in jenen fräftigen Entladungen zu verausgeben, die eine energische Denktätigkeit, zielbewußte Gedankenarbeit hervorruft. So werden sie die „innere Schwäche“ nicht auf normalem Wege los und sind die Revölveren des nervösen Geschlechtes. Wer sich wundert, daß ein zartes Mädchen, das nach einer Stunde Spazierengehens ermüdet, während einer Nacht im Ballsaale im Walzertempo mehrere Meilen zurücklegen kann, wer nach den Kräften sucht, die sich so häufig in Wein- und Schreitkrämpfen bei unseren Hysterischen entladen, der hat hier eine sehr einfache medizinische Erklärung erhalten.

Aber damit ist's noch nicht genug! Das Weib hat als Folge seiner besonderen Organisation noch schlimmere Folgen von der unnatürlichen Verzerrung unseres gesammten gesellschaftlichen Lebens zu tragen, als der Mann. Es wird von verhängnisvollen Störungen in der Lagerung der Bauch-Eingeweide beimischt, die den Mann fast nie, und nie in solcher Kraft treffen.

Während das Gehirn und die Brusteingeweide (Herz und Lungen), in festen, knöchernen Skulpturen eingedlossen sind, ist die Hülle der Baucheingeweide aus mehreren Lagen über einander liegender flacher Muskeln gebildet, die ihre Stützpunkte an den Rippen, der Wirbelsäule und dem Becken finden. Diese Muskulatur muß in der richtigen Spannung (Tonus) sein, wenn Rieren, Darm, Leber u. s. w. in der normalen Lage verharren sollen.

Diese flachen Muskeln, die beim Arbeiten in gebückter Stellung, also beim Graben, Hauen, Pfücken, Waschen u. s. w., auch beim Tragen, Laufen und Schreien, kurz bei aller Wildlingsbewegung in Thätigkeit gesetzt werden, diese Muskeln braucht der Kulturmensch der oberen Klassen beinahe nie. Die Folge davon ist, daß sie verspannen, schwach und dünn werden, ihren Tonus verlieren, den Bauch-Eingeweiden nicht den richtigen Widerstand leisten und Halt gewähren.

Diese Entartung hat beim Manne gesundheitliche Folgen nur dann, wenn ein stark entwickeltes Fettpolster durch irgend welche Einfüsse aus der Bauchhöhle verschwindet. Dann wird die Hülle zu weit, weil die degenerierte Muskulatur ihre Elastizität, ihren Tonus eingebüßt hat, und es kommt zu Senkungen, Verschiebungen der Bauch-Eingeweide, die aber sehr selten bedeutender Grades sind.

Ganz anders beim Weibe! Sein Beruf, die Mutterhaft, bringt naturnothwendig sehr starke Dehnungen der Muskelwand mit sich. Während nun das Naturweib und die Bauernfrau mittels der elastischen Zusammenziehung ihrer mächtigen, durch Arbeit kräftig ausgebildeten Muskulatur im längsten Zeit die Höhle wieder auf dasjenige Maß verkleinert, das eine richtige gegenseitige Lage der Eingeweide gewährleistet, bleibt die schwache, dünne, unentwickelte flach-Muskulatur der Dame, die diese Abnormalität vielleicht schon von Mutter und Großmutter geerbt hat, überdehnt. Dort das prompte Zurück schnellen einer kräftig-elastischen, dem besten Kaufschiff ähnlichen, lebendigen Masse, hier das lästige Bild einer schlechten Imitation, die ihr bishen Schnellkraft nach einmaliger starker Beanspruchung eingebüßt hat.

Wir wollen nicht unterlassen, hier darauf hinzuweisen, daß dieser Muskelschwund noch verstärkt wird durch die selbstmörderische Unsitte des Schnürens. Indem das Corset der Muskulatur nicht nur die Arbeit abnimmt, die sie von Gesundheit und Natur wegen zu leisten hat, sondern sie auch noch einpreßt und zerquetscht, vollendet es den unheilvollen Circle.

Die Folge ist, mit einem modernen Worte, die „Enteropose“, die Säfung der Bauch-Eingeweide. In leichteren Fällen ist die Niere ein wenig gelöscht, Leber und Darm hängen über ihre normale Untergrenze herab; selbst solche kleineren Störungen können, namentlich bei empfindlichen Neurosthenikern, eine hartnäckige Darmtreträgheit herbeiführen, die wieder durch Stauung der Verdauungssäfte zu Erscheinungen der Selbstvergiftung Anlaß geben kann, die ihrerseits alle Erscheinungen der Neurosthenie befördert. In

einseitigen Berufstätigkeit entzogen werde, um in harmonischer Kraft und Gesundheit die Früchte dessen zu ernten, was unsre Zeit in gewaltiger Größe gepflanzt hat. Aber, wenn er auch auf die Gesamthygiene keinen Einfluß hat, so ist er doch für seine individuelle Hygiene vor dem Forum seines Gewissens verantwortlich. Wir Väter namentlich haben die Pflicht und Schuldigkeit, unseren Kindern, und namentlich unseren Töchtern, eine Erziehung zu geben, die sie vor Neurosthenie und Enteropose bewahrt. Das ist gewiß nicht leicht; aber der Weg ist gewiesen. Eine geistige Schulung, die ernst gemeint ist und das Triebleben zurückdrängt, während sie den Verstand schult und die Phantasie auf edle Dinge lenkt, ist die eine Hälfte unserer Aufgabe; eine körperliche Durchbildung, die alle Organe zu gleicher Zucht und Kraft enthalte, ist die andere Hälfte. Beides zusammen wird erst Vollmenschen auf die Beine stellen, denn eine gesunde Seele wohnt nur im gesunden Körper. Und wenn unsere Lebenslage unsere Kinder davon bereit, in erwerbender Arbeit ihren Leib zu stählen, so müssen wir sie lehren, Erfolg zu finden in spielernder Arbeit, im Sport. —

Nachdruck verboten.

Glänzend gesiegelt.

Humoreske von Eugenia von Adlersfeld-Balleström.

„Honny soit qui mal y pense!“

„Morgen!“ — „Un — terthänigster Diener!“ —

Pause, welche die sich also Begrüßenden dazu benutzen, sich mit nicht allzu freundlichen Blicken anzusehen. Die Scene ist ein Rennplatz bei einer größeren Stadt; — sie ist eine große, ältere Dame, der man die Sport-Lady auf hundert Schritte ansieht, selbst wenn sie nicht im Reitkleide gewesen wäre, — er ist ein stattlicher, älterer Herr mit gleichfalls stark ausgeprägtem Sport-Exterieur. Sie heißt Frau von Seeburg, ist Witwe, hat einen Sohn bei den Husaren und ein Landgut in der Nachbarschaft, dessen Neuen reichlich im Pferdestall aufgehen, — er heißt Graf Jutroschin, ist Wittwer, hat eine Tochter und ebenfalls ein Landgut nebst einem wohlbekannten Rennstall. Wie es sich so für Gutsnachbarn zielt, waren die beiden die allerbesten Freunde gewesen, bis — na ja, da saß eben der Haken, das heißt, eigentlich saß er in dem Umstande, daß Frau von Seeburg einen Sohn hatte, einen bildhübschen, begabten, liebenswürdigen Sohn, und Graf Jutroschin eine Tochter, blond, lieblich und frisch wie ein Märzveilchen, und daß die Herzen dieser beiden sich gefunden hatten. In diesem Vorjahr hätte ein harmloser Unparteiischer weiter nichts unnatürliches gesehen, da die Vorzüge der jungen Leute, geistige wie körperliche, sie an sich schon für einander passend erscheinen ließen, — es soll aber bisweilen vorkommen,

Geocarne Moreau.

Gelegenheit macht Diebe. Nach dem Gemälde von Chocarne-Moreau.



schwereren Fällen aber kommt es zu kolossal Verschiebungen der Bauch-Eingeweide; die Niere wandert als echte „Wandertiere“ überall in der Bauchhöhle herum, von rechts oben nach links unten, und vice versa, und verursacht durch ihr Zetzen an den Nerven und Blutgefäßen, an denen sie aufgehängt ist, unerträgliche Beischmerzen. Ganz dasselbe kommt, viel häufiger als man bis vor wenigen Jahren geglaubt hat, mit der Leber vor, die ebenfalls als „Wanderleber“ ganz ungewöhnliche Verschiebungen erleidet kann. So schwere Erscheinungen finden sich freilich nur bei Müttern mehrerer Kinder, namentlich solchen, die sich nicht die nötige Ruhe und Erholung gönnen konnten, bei städtischen Arbeitervrouwen namentlich, auf deren Haupt sich der Fluch beider Klassen vereinigt hat, der Mangel an harmonischer Körperarbeit und die Not.

Die unglücklichen Wejen, die einmal so weit gekommen sind, sind nicht mehr zu heilen. Nur lindern kann man ihre Beschwörungen, indem man ihnen durch feste Bandagen und dgl. zusagen eine künstliche Bauchwand schafft.

Wir meinen aber, daß es uns als Kulturmenschen wohl zu kommen, den Brunnen zuzudecken, ehe das Kind hineingestürzt ist. Mit der klaren Erkenntnis der Ursachen ist auch der Weg zur Vermeidung des Übelns gegeben. Wir sind ohnmächtig gegenüber der großen Grundthatsache, die alles Übel's Kern ist, der Vernichtung der Haushwirtschaft, des weiblichen Berufsfeldes durch eine ungewöhnliche, ökonomische Revolution. Hier kann der einzelne nicht einwirken, und nur hoffen kann der Philanthrop, daß diese Verschiebung weiter rollend einen neuen Gesellschaftszustand schaffen möge, in dem auch die Volksmasse dem vernichtenden Drucke der

durch junge Herzen sich in Liebe finden, während die Eltern, insbesonders aber Väter oft anderer Ansicht sind. Graf Jutroschin hatte viel höher liegende Pläne, als sein einziges Kind, seine reizende, blonde Phyllis, — so nach ihrer englischen Mutter genannt, — einem simpel, paupern Lieutenant ohne Ansichten und ohne alten Namen zu geben, denn die Seeburg's waren nur so genannter preußischer Königsadler von 1701, während die Jutroschin's vor grauen Zeiten als Hospodaren regiert hatten. Frau von Seeburg hatte sich's ebenso wenig wie ihr Sohn träumen lassen, daß dieser Umstand ins Gewicht fallen könnte, da Graf Jutroschin nie irgendwelchen Geburtsstolz herausgefeiert, und waren daher höchst niedergegeschlagen und unglaublich, als Herbert von Seeburg mit einem nicht mißzuverstehenden und dauerhaften Korbe von seinem Werbungsgange heimkehrte. Frau von Seeburg war aber eine energische Dame, flug, resolut und außerdem eine zärtliche Mutter, die ihrem Sohne nicht nur seine Pferde zuritt, sondern für ihn mit der ganzen Hölle gefochten hätte.

„Was? Abgewiesen? Mit dem alten Jutroschin rappelt es wohl! Na wart' mal ein Bissel, dem werde ich den alten Brummschädel schon zurecht rücken!“ rief sie, ließ ihre braunen Zähne vor ihr Dogcart spannen und sauste im tempo furioso mit ihnen zum Hofe hinaus. Im Jutroschin'schen Parke traf sie die blonde Comtesse Phyllis, blau, mit verweinten Augen; das war ihr gerade recht. Sie sprang aus dem Wagen, um mit dem jungen Mädchen zu sprechen, und da erfuhr sie zu ihrer Befriedigung nicht nur, daß „die kleine“ treu und fest zu Herbert steht, sondern auch, daß ihr Vater den Plan gefaßt habe, sie mit einem bedeutend älteren, polnischen Magnaten

Beim Diner. Nach dem Gemälde von G. Seitter.



zu verheirathen, der zwar eine Gläze hatte, daneben aber auch viel Mammon, einen Fürstentitel und, was die Haupthache war, einen ausgezeichneten Rennstall besaß. Frau von Seeburg murmelte, als sie das glücklich herausgebracht, etwas Unverständliches und auch jedenfalls sehr Unparlamentarisches vor sich hin, beruhigte Phyllis nach Kräften, sprach ihr Mut zu, schwang sich dann wieder auf den Rücken ihres Dogcart und fuhr in eleganter Kurve vor dem Schloßportal vor, unter dem der alte Graf stand. Er geleitete seinen Besuch in die Bibliothek, und was die beiden dort mit einander verhandelten, drang theilweise in die frische Natur, da beide Herrschaften sich eines kräftigen Organs erfreuten. Beide verfügten aber auch über ein reichsfortrittes Lexicon kräftiger Redewendungen, und so wurde die Unterhaltung bald so stürmisch, daß die arme Phyllis draußen unter den Bäumen sich entschuldigte, um die drinnen herumwimmenden Verbal-Injurien nur nicht zu hören. Hatte Frau von Seeburg schon ihren Kopf für sich, so hatte Graf Jutroschin erst recht den seinen, und wenn zwei solcher Eisenköpfe aufeinander treffen, dann giebt's Funken. Sie wetterte, eiferte, hatte hundert Einwände, — er fluchte, tobte, raste und hatte taurisch, und das Ende vom Liede war, daß Frau von Seeburg mit zornrotem Kopf wieder auf ihr Dogcart fletzte und schwur, daß keine Macht der Erde sie wieder unter das Dach eines solch' unvernünftigen Grobian bringe würde, womit sie den Brauen eins mit der Peitsche überhieb, daß sie im langen Sprunge davonrasen.

Mit diesem Tage war der Montecchi-Capuletti-Zustand beider Nachbarn in Permanenz erklärt, — man besuchte sich nicht mehr, vermied sich, wo man konnte, und begrüßte sich, wenn es nicht anders ging, so kurz wie möglich. Herbert brütete in seiner Garnison freudlos über seinem Unglück, Phyllis that im väterlichen Schloß das Gleiche und septe allen Annäherungsversuchen des polnischen Renners einen passiven, aber festen Widerstand entgegen. Dafür war sie eben, trotz ihres liebenswürdigen Charakters, ihres Vaters echte Tochter.

Und heut', nachdem der bis an die Zahne bewaffnete Waffenstillstand unentwegt schon eine ganze Zeit fortbestanden hatte, heut' trafen Vater Montecchi und Mutter Capuletti auf dem Rennplatz so zusammen, daß sie einander nicht ausweichen konnten. Nach der oben geschilderten Begrüßung war ein kurzes Umgehen der Umstehenden wegen nicht gut thunlich, schon weil die lieben Nachbarn sich allzusehr darüber gefreut hätten, vielleicht noch mehr, als über ein gelegenentliches Gefecht, denn die Schadenfreude ist dem Menschen oft nun einmal die reinste Freude.

"Gnädige Frau sind also auch hier?" bemerkte Graf Jutroschin ebenso wahr wie geistreich, wie es in jold' verlegenen Momenten oft passirt.

"Ja," erwiderte Frau von Seeburg, mit ihrer Reitpeitsche schielnd. "Fürst Opozhinsky heißt es, will eine frisch importierte irische Stute Probe laufen lassen, und da bin ich herübergeritten, um mir den Ziegenbock auch mal anzusehen." —

"Meinen gnädige Frau damit den Fürsten?" fragte Graf Jutroschin malitiös, aber vor Zorn schon wieder bebend, denn Opozhinsky war der von ihm erwählte Schwiegerjohann.

"Nein, das Pferd meine ich," erwiderte Frau von Seeburg faulbürtig. "Wenn ich den Fürsten meinte, dann hätte ich 'Pavian' gesagt." —

"Ah — sehr gut, sehr gut! Gnädigste sind so firm in der vergleichenden Zoologie," entgegnete der Graf, mühsam sich beherrschend. "Uebrigens gehört die Stute nicht mehr dem Fürsten, denn ich habe sie eben von ihm gekauft. Ich möchte mir aber die ganz unterthänigste Bemerkung erlauben, daß das Thier ein unvergleichliches Rennpferd ist, und, ganz abgesehen davon, daß man eine Stute überhaupt keinen Ziegenbock nennen kann, auch in ihren Eigenschaften feiner ist."

"Ich nehme den Ziegenbock zurück und sepe 'Himmelszelle' dafür," entgegnete Frau von Seeburg liebenswürdig. "Als solche wurde mir die Stute überhaupt schon geschildert. Meinen Glückwünsch zu dem Kauf, lieber Graf!" —

Zum Glück trennten hier Neuankommene das streitbare Paar, — wer weiß, wie die Unterredung sonst geendet hätte. Uebrigens begann auch eben der Start der zum Probe-Rennen auf der Bahn erschienenen Pferde und beanspruchte das volle Interesse des Zuschauers, sodass für persönliche Bemerkungen keine Zeit mehr blieb. Als dann auch die vielbesprochene irische Stute am Start erschien, stand Frau von Seeburg unter einer Gruppe Sportgenossen auf dem zum Schauen besten Punkt, und dicht hinter ihr hatte Graf Jutroschin Platz gesucht.

Pferde haben so gut wie Menschen ihre Tage, an denen sie mehr oder minder gut aufgelegt sind, jedes Geschöpf ist ein wenig von seiner Stimmung abhängig, und das Pferd sogar auch von der des Reiters, in diesem Falle ein junger Sportmann, der es übernommen hatte, des Grafen irische Rennstute vorzuführen. War nun das Pferd heut' nicht ausgelegt, oder war's der Reiter nicht, kurz, die Stute machte nicht den gewünschten Effect. Während die anderen Zuschauer ein discrietes Schweigen beobachteten, sah Frau von Seeburg sich zu der halblauten, aber sehr deutlich zu versichrenden Bemerkung hinreisen:

"Ah du grundgerechter Strohsack! Mit dem Vieh läuft ja jede Sau aus meinem Stalle um die Wette!" —

Wenn man einem Sportman sagt, er sei das größte Kameel im Weltall, so nimmt er das noch lange nicht so übel, als wenn man dasselbe von seinem Pferde sagt, ganz abgesehen davon, daß eines Neben-Sportmanns Pferde immer mit anderen Quadrupedern unschmeidhaft verglichen werden. Solche Vergleiche gehören unweigerlich zum Sportslang, aber wehe, wenn jemand an den Fähigkeiten von seines Nachstens Rennrossen zweifelt. Graf Jutroschin, der die spröde Bemerkung natürlich ebensogut hörte, wie die anderen, sah aus, als ob er direkt aus dem Häuschen fahren wollte, aber er beherrschte sich.

"Eine lübe Reihaltung, gnädige Frau!" sagte er mit töntlichem Gleichmuth.

"O, Sie sind hier, Graf?" wandte sich Frau von Seeburg anscheinend sehr überrascht um. "Pardon, — meine Worte waren nicht für Sie bestimmt, aber ich kann sie darum doch auch nicht zurücknehmen!" —

"Ah, — Sie sagen also, — dem Grafen schnappte förmlich die Stimme über, „jede Sau aus Ihrem Stalle läuft um die Wette mit meiner Stute? Das ist ja reizend! Ja, das läuft ja bloß auf eine Probe an!" —

"Aun, wenn man etwas behauptet, muß man's natürlich auch beweisen können," erwiderte Frau von Seeburg lachend.

Es machte ihr augenscheinlich Spaß, den Gegner etwas in Harnisch zu bringen.

"Es hinderte Sie niemand daran, diesen Beweis zu liefern, gnädige Frau," sagte Graf Jutroschin steif, aber innerlich fochend.

"Das wäre ein interessanter Gegenstand für eine Wette," warf einer der Umstehenden ein, der bekannt dafür war, daß er um alles und jedes wetzte.

"Gut denn, wetten wir," rief Frau von Seeburg scheinbar sehr bereitwillig, trotzdem diese Folge ihrer leichtsinnigen Behauptung eigentlich nicht von ihr beabsichtigt war.

"Ja, schön, wetten wir!" schrie auch Graf Jutroschin. "Das heißt, wenn es meinerseits nicht Straßenraub ist, um jold' eine Sache mit Ihnen zu wetten, meine Gnädigste!" —

"Straßenraub! Ich bin doch kein Vamp, das nicht weiß, was es sagt!" erwiderte Frau von Seeburg, die einsah, daß sie nicht mehr zurück konnte, wenn sie sich nicht vor ihrem Feinde blamieren wollte. "Ich wette, was Eins will, auf ein jedes meiner braven Säulen!" —

"Genau dasselbe thue ich auf meine Stute!" schrie der Graf zornesroth, denn diese Bekleidung seines neuesten Renners war denn doch zu unerhört, zu boshaft, zu beleidigend, — für den Rennier im speciellen.

"Also die Wette hätten wir, — was aber gilt der Eins?" fragte einer der Umstehenden, die sich königlich amüsirten.

"Eins? Puh! 'n Schnaps gegen 'nen faulen Appell!" erwiderte der Graf mit der Berachtung, welche der ganzen Sache seiner Meinung nach gebührte.

Bei dem Worte "Eins" aber war ein Leuchten über Frau von Seeburg's gescheidtes Gesicht gegangen. — War ihre Heiterkeit und Fröhlichkeit bisher erheuchelt gewesen, dies Aufblitzen einer dämmernden Idee war echt und vertrieb Tageslicht.

"Vamp, in einer so ungewöhnlichen, originellen Sache wetten man nicht um Bagatellen," sagte sie mit blitzenden Augen. "Kommen Sie, Graf, — ich will Ihnen unter vier Augen meinen Eins nennen, — sind wir darüber einig, dann wollen wir die Herren als Zeugen für unsere Wette bitten. Ist's Ihnen gefällig?" —

Dem Grafen blieb gar nichts anderes übrig, als mit seiner Beginnerin ein paar Schritte zur Seite zu treten, aber er that es finster und widerwillig genug.

"Wenn Gnädigste etwa die Absicht haben, Ihre letzte Raps-

ernte als Eins anzubieten, dann brauchen wir doch nicht erst die Köpfe zusammenzusetzen," brummte er mißlaunig.

"Sie brauchen gar nicht so anzugänglich zu werden," entgegnete Frau von Seeburg scheinbar ganz ruhig, denn die legitime Rapsernte war ein wunder Punkt in ihrem Herzen und in ihrer Wirthschaftslasse, und sie fand die Anspielung darauf boshaft. "Nun lassen Sie 'mal Ihre blössigen Bemerkungen und hören Sie lieber, was ich zu sagen habe. Ich sepe auf mein Rennschwein gegen Ihre Stute nicht mehr und nicht weniger als meine beiden brauen Jucker mit Geschrägen und dem Dogcart!" —

"Donnerwetter!" rief Graf Jutroschin förmlich zurückprallend, denn die Jucker waren tadellos und hatten ihm längst in die Augen gestochen.

"Nobel, was?" fragte Frau von Seeburg, sich an ihres Feindes Verblüffung weidend.

"Blössinn ist es!" erwiderte der Graf mehr überzeugt als bößlich. "Man sieht doch keinen solchen Einsatz auf ein elendes Schwein!"

"Das ist meine Sache," war die kühle Erwiderung.

"Gewiß, gewiß — das heißt für den Fall, daß Ihre geistigen Fähigkeiten noch normal sind!"

"Na, hören Sie, lieber Graf —"

Graf Jutroschin sah Frau von Seeburg zweifelnd an. Sie lächelte lächelnd und überlegen und sah im übrigen ganz gesund aus.

"Na," brummte er, "dos Menschen Wille ist sein Himmelreich. Mir kann's ja Eins sein, wenn ein Anderer Vodspünge machen will. Das Meinige habe ich gethan!"

"Das will ich Ihnen schriftlich auf Stempelpapier geben," war die lachende Erwiderung. "Und nun, — was setzen Sie dagegen?"

"Ich?" fragte der Graf noch immer kopfschüttelnd. "Gott, da ich Ihre Jucker ja doch gewinne, kommt es gar nicht darauf an, was ich sepe."

"Gar nicht," bestätigte Frau von Seeburg ernsthaft. "Warum überlegen Sie noch? Ich werde Ihnen einen Vorschlag machen: — verlieren Sie, dann heirathet mein Sohn Ihre Tochter!"

Der Graf brach in ein wüthendes Gelächter aus.

"Ja, das ist ja zum Radslagen!" schrie er. "Reiten Sie noch immer auf dem alten, längst erledigten Thema herum?"

"Wie Sie sehen! Und Sie auch, bester Graf, ohne es sich selbst vielleicht einzugeben, — erwiderte Frau von Seeburg liebenswürdig, "denn die blässen Wangen und die trüben Augen Ihrer Tochter müssen Sie doch ebenfogut sehen, wie ich den Gram meines Jungen. Doch ich will den alten Zankapfel nicht noch einmal vom Baum holen. Ich frage nur: find Sie einverstanden? Und warum sollten Sie's nicht, da Sie meine Jucker ja doch gewinnen?"

"Ja ja, natürlich, warum sollt' ich denn nicht?" ässte Graf Jutroschin ihr in seiner Wuth nach. "Ich rüste dabei gar nichts!"

"Nun, also —"

"Nun, also, — die Sache ist abgemacht!" schrie der Graf wütend. "Sie setzen Ihr bestes bewegliches Eigenthum, ich dagegen einen paar Worte, — wenn Sie damit zufrieden sind, dann kann mir's schon recht sein."

"Abgemacht!" erwiderte Frau von Seeburg heiter. "Die Sache ist nur die, daß ich, wenn ich verliere, auch den Eins zu zahlen gedenke, während Sie im gleichen Falle die Worte zur That machen müssen!"

"Müssen? Oho, wer sagt das?"

"Ihr Cavaliers-Gewissen. Im übrigen brauchen die Zeugen nicht zu wissen, um was wir gewettet, — mehr können Sie doch von meiner Discretion nicht verlangen!"

"Ich verlange Ihre Discretion überhaupt nicht, gar nichts verlange ich von Ihnen," schrie der Graf, wandte sich um und rannte wie ein Berserker zu dem kleinen Kreise von Sportmen zurück, der als Zeuge der Wette von Frau von Seeburg ausgerufen worden war, während sie ihrem zornentbrannten Gegner langsam und scheinbar seelenruhig folgte.

"Meine Herren," gapste der Graf mit überschnappender

Stimme, "ich bin mit Frau von Seeburg einig geworden über den Eins. Sie setzt Ihre brauen Jucker mit Geschrägen und Dogcart; — wenn ich verliere, dann — Himmelshochschwörenloch, — dann heirathet Gerhard Seeberg meine Tochter!"

"Wir bitten die Herren aber, die Einsätze geheim zu halten," siel Frau von Seeburg ein, und setzte innerlich hinz: "Jetzt hab' ich Dich, alter Brummbar! Du hast Dich mit Deiner blöden Wuth mir ausgeliebert!"

Die Herren sahen in lassunglosem Staunen die feindlichen Parteien und sich selbst untereinander an.

"Selbstredend, Discretion ist Ehrensache, namentlich unter solch' ungewöhnlichen Umständen," versicherten sie alle.

"Und der Verlierende zieht den Zeugen noch ein erlebtes Auster- und Seetfrüchtli," setzte Frau von Seeburg hinzu. "Ist Ihnen doch recht, lieber Graf."

"O ja — ja! Dem lieben Grafen ist alles recht bei dieser blödsinnigen Wette!" schrie der Graf mit einem wütenden Blick.

"Und wann soll die Wette zum Austrag kommen?" fragte einer der Herren. "Morgen, heut?"

"Ah, pardon!" rief Frau von Seeburg. "So heut wollen wir denn doch nicht speisen! Graf Jutroschin's Stute hat den Vorzug eines trainirten Renners; — was dem einen recht ist, muß dem andern auch billig sein, sonst wär's wirklich Blödsinn! Ehe die Wette daher zum Austrag kommt, muß mir Zeit bewilligt werden, auch mein Schwein zu trainiren. Ebenbürtigkeit der Gegner auf diesem Gebiete ist's, was ich verlange!"

"Sehr richtig! Vollkommen gerechtes Verlangen!" riefen die sich höchst amüsirenden Zeugen durcheinander.

"Ich denke, drei Wochen oder auch vier könnten dafür ausreichen," meinte Frau von Seeburg nachdenklich, innerlich hinzufügend: "Kommt Zeit, kommt Rath, das ist schon eine alte Weisheit." Denn die Idee des Trainirens war ihr nur so gekommen, um Zeit zu gewinnen.

"Vier Wochen sind keine zu lange Frist, wenn man die Natur und die Rasse des Renners in Betracht zieht," stimmten die Zeugen bei.

"Warum nicht gar!" widersprach Graf Jutroschin. "Schweine sollen ganz gelehrt Thiere sein, — habe selbst 'mal dreifache im Circus gefehen. Nicht wahr, damit sich Frau von Seeburg einen Dresseur kommen läßt! Jawohl, so haben wir nicht gewettet!"

"Pardon, — Zeit zum Trainiren muß der Gegnerin gewährt werden," entgegnete einer der Herren. "Was gnädige Frau mit dem Training ausrichtet, ist ihre Sache. Meiner Überzeugung nach könnte ein Dresseur dem Schwein nichts anderes beibringen, als was im Circus zu sehen ist, denn offen gesagt, zum Rennner ist das Thier ungeeignet, schon ein Vergleich seiner Beine mit denen eines Pferdes zeigt das. Indes, das ist wiederum nicht unsere Sache, denn des Unterschiedes wird die gnädige Frau sich ja selbst bewußt sein. Ich meine, Graf Jutroschin kann die Bedingung annehmen, ohne für seine Stute stricken zu müssen."

"Ich glaub's auch, das kann ich getrost," stimmte der Graf sichlich erleichtert bei. "Aber keine Träts, wenn ich bitten darf! Keine erneute Auslage des Wettkampfes twüschen Hosen un Swinegel!"

"Selbstredend nicht, — fair play ist's Panir," renommierte Frau von Seeburg, die im tiefsten Schrein ihrer Seele allerdings an eine ähnliche Lösung gedacht hatte und durch des Grafen hellsichtige Abwehr in völlige Nacht zurückschleudert worden war. "Also, Herr Nachbar — abgemacht und eingeschlagen!" — Lächelnd hielt sie dem Grafen ihre kräftige, weiße Rechte hin, und nach einem Moment des Zögerns und inneren Kampfes siegte in ihm der Cavalier über den aufgebrachten Vater und schwer getränkten Sportman, und mit einem undeutlichen Grunzen legte er seine braune Sportsfaust in die dargebotene Hand.

"Soyons amis, Cinna," sagte Frau von Seeburg leise.

"Weiß schon, — dummes Zeug," copierte Graf Jutroschin unwissentlich das böse Wetter von Zollern aus Hauff's "Hirschgulden," indem er seine Rechte zurückzog, sah aber gleichfalls leiser hinzu: "Was haben Sie eigentlich mit dem Quatsch über Phyllis sagen wollen?"

"Reiten Sie heim und sehen Sie das arme Wädel selbst an, da werden Sie's wissen," erwiderte Frau von Seeburg. "Um ihretwillen soll Ihnen der häbliche Ausdruck 'Quatsch' nicht auf's Kerbholz kommen. 'S' ist so wie so schon sein Platz mehr darauf. Also — in vier Wochen, meine Herren! Zeit und Ort sollen bis dahin noch näher bestimmt werden!"

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Die Heimkehr.

Novelle von Friedrich Meister.

Sa, Mutter, er kommt, er kommt ganz gewiß! Ein kleines Häuschen an der Landstraße, oben außerhalb des Städtchens. Vor dem Häuschen ein schmaler Garten, darin zwei Apfelbäume, der eine rechts, der andere links von der Haustür. Eine Ligusterhecke trennt den Garten vor der Straße, die rechts zum Städtchen, links nach der sechs Kilometer entfernten Station der Eisenbahn führt.

In dem einfach aber traulich eingerichteten Gemach, dessen Fenster nach der Landstraße hinausgehen, befinden sich zwei Frauen, Mutter und Tochter. Die Mutter liegt im Bett; ihr mildes, stilles Antlitz ist das einer erblindeten Greisin, die das Leben Ergebung gelehrt hat, der es aber noch eine große innige Hoffnung ließ.

Mild ist auch das Antlitz der Tochter, aber in ihren lieblichen Zügen ist eine gewisse Aspannung bemerkbar, ein Zeugnis dafür, daß das junge Wesen bereits mit dem Ernst, den Sorgen und den Härten des Lebens in häufiger Erfahrung ist.

Es war dies seit langer Zeit eine Gewohnheit der beiden. Immer von neuem schauten sie nach der Thür, in Erwartung des Einen, der doch nimmer kam, weder in den langen Sommertagen, noch an den ruhigen Winterabenden. Sie unterhielten sich auch kaum von etwas anderem; die erwartete Ankunft jenes Einen war der Haupt-Gegenstand ihrer Gespräche, der Haupt-Inhalt ihres Lebens.

Und jetzt näherte das Leben der Mutter sich seinem Ende, und es hatte den Anschein, als sollte die große, die einzige Hoffnung derselben unerfüllt bleiben. Die Greisin ahnte, daß ihre Tage gezählt waren, die Tochter wußte dies ganz genau.

Beide schlammerten sich fast unbewußt an die Gegenwart. Es war so hart, sterben zu müssen, ohne des Herzens innigste Hoffnung erfüllt, ohne die stille, geduldige Ergebung belohnt zu wissen.

Es war auch so grausam, dem Mädchen die liebe Bürde, die blinde, hilflose Mutter, zu entreißen; denn solch eine Bürde ist ein Halt und ein Schutz, eine heure Pflicht, ja oft das größte Glück, das die Vorstellung einem Menschenkind zu Theil werden läßt.

Es war nichts neues, das Warten auf den verlorenen Sohn; die Tochter war während der Zeit dieses Wartens herangewachsen, sie kannte den Bruder gar nicht. Seit die Augen der alten Mutter erblendet waren, hatte ihr Herz lediglich von dieser Hoffnung gezecht.

Vor nunmehr achtzehn Jahren hatte der Sohn das Haus verlassen, in leidenschaftlicher Empörung gegen den Vater, dessen einzige Schuld die übergroße Liebe gewesen, die er für den Eigensinnigen und Verzogenen gehabt. Für Robert war ihm nichts zu gut, kaum etwas gut genug gewesen. Er selber hatte sich aus den ärmlichsten Verhältnissen zu einer geachteten Lebensstellung emporgearbeitet, mit vielen Mühen und unter großen Entbehrungen; seinem Sohn sollte es anders geboten werden.

Der begabte aber gänzlich verwöhnte Knabe wurde auf das Gymnasium und dann auf die Universität geschickt; er kam in Verhältnisse, von denen der alte Vater daheim keine Ahnung hatte. Liebenswürdig, leichtsinnig, genüßlich und gewissenlos, geriet er bald auf die abschüssige Bahn, auf der schon so mancher Student ins Verderben gefahren ist; rücksichtslos beutete er des verbündeten Vaters Unwissenheit aus, bis er schließlich am Ende angelangt war. Jetzt gingen dem Vater die Augen auf; sind solch einem beschränkten Menschen die Augen aber geöffnet, dann verhärtet sich ihm gewöhnlich das Herz zu Stein.

Robert Lenk mußte der Heimat den Rücken kehren, aber noch ehe er in Amerika gelandet war, hatte sein Vater bereits die letzte, viel längere Reise angetreten.

Der Taugenichts hatte noch so viel Gefühl und Ehre im Leibe gehabt, seiner verwitweten Mutter nach einiger Zeit die kleinen Summen wieder zu erlegen, die sie sich abgedarbt und ihm ins Ausland nachgesendet hatte; dann aber blieben die Nachrichten von ihm bald aus. Das Letzte, was die alte Frau erfuhr, war, daß Robert nach Chile gegangen, und daß dort ein großer Krieg ausgebrochen sei; ihre Hoffnung, daß er wieder heimkehren würde, aber wurde dadurch nicht erschüttert.

„Er kommt wieder, Johanna,“ pflegte sie zu sagen, „unser Robert kommt wieder.“

Unzermürblich, sie hatten nie darüber nachgedacht, wie sie eigentlich auf den Gedanken gekommen waren, aber sie meinten, er müsse am Nachmittag kommen, wenn alles sauber und in Ordnung war, wenn Johanna ihr gutes, dunkles Kleid angelegt hätte, wenn die Mutter im Lehnsessel bei der offenen Haustür saß, oder am warmen Ofen im Winter. Zu einer anderen Zeit fühlten sie sich kein Eintreffen gar nicht denken. Käme er am Morgen, ehe Johanna das Haus bergerichtet hätte, dann würden sie sich ja auch freuen, aber das Rechte wäre's nicht.

Allein, der Ersehnte kam nicht. Die Mutter wurde schwach und elend, und Johanna ordnete an, daß sie bei nicht ganz günstigem Wetter das Bett während des ganzen Tages nicht verlassen dürfe. Sie wußten beide, was das bedeutete, aber man kam darüber hinweg, wie man über alles hinwegkommt, und Frau Lenk war und blieb fortan bettlägerig. Aber noch immer sagte sie:

„Er kommt wieder, Johanna; unser Robert kommt wieder.“

Dann ging das Mädchen ans Fenster, schlug die Gardine zurück und schaute links die einsame Landstraße hinab, so weit sie sehen konnte; denn von dort mußten die Leute kommen, die mit der Eisenbahn anlangten.

„Ja, Mutter, er kommt, er kommt ganz gewiß!“ das war unverdaulbar ihre Antwort.

Eines Tages, als sie wieder zum Fenster getreten war, stieß sie einen leisen Ruf der Überraschung aus, der beinahe erschrocken und durchsam klang.

„Mutter, es kommt jemand,“ sagte sie erregt, „ein Mann!“

Die alte Frau richtete sich im Bett auf und starnte mit den blinden Augen erst nach dem Fenster, dann nach der Thür.

Beide warteten mit verhaltenem Atem. Der Mann blieb vor dem Häuschen stehen; sie hörten die Gartensporth öffnen. Als Johanna sich umwandte, bemerkte sie, daß ihre Mutter ohnmächtig geworden war. Der Anfall ging jedoch schnell vorüber; als sie das Bett erreichte, war die Kranken schon wieder bei Besinnung.

„Geh,“ sagte die alte Frau, mühsam nach Atem ringend; „geh, Kind, — geh und läß ihn herein.“

Johanna eilte aus dem Zimmer, über den engen, mit Ziegelsteinen gepflasterten Flur zur Haustür, die sie aufschloß. Draußen stand ein hochgewachsener Mann von etwa fünfunddreißig Jahren und so braun von Angesicht, wie die Sonne Deutschlands dies nicht zu Wege zu bringen vermögt. Mit eigenkümlich forschendem Blick schaute er in die erregt und gespannt zu ihm emporgehobenen blauen Augen.

„Komme ich zu spät?“ fragte er, und fast wollte es scheinen, als erhoffte er eine bejahende Antwort.

„Nein, Robert,“ sagte sie. „Aber bald muß es zu Ende gehen mit der Mutter. Du kommst gerade zur rechten Zeit.“

Der junge Mann machte eine verlegene, zögrende Bewegung mit der rechten Hand und schürzte einige Mal mit den Füßen, als müßte er die Sohlen reinigen. Er war einem Schauspieler zu vergleichen, der plötzlich auf die Bühne gerufen wird und seine Rolle nicht weiß. Die ruhige Bürde des Mädchens, das daheim alle Arbeit, alle Sorgen und Lasten hatte auf sich nehmen müssen, ließ nichts von der Romantik zur Geltung kommen, die dem Burzufgelehrten sonst vielleicht

angehaftet hätte. Sie übersah die halb dargebotene Hand und schritt ihm voran, der Stubenhüter zu.

Robert Lenk folgte ihr schweigend. Seine Augen, blau wie die ihren, verriethen ein Gefühl peinlicher Verlegenheit, und in seinem ganzen Wesen, sogar in seinem unbeholfenen Gange lag etwas wie Entschuldigung, wie Abbitte.

Als er hinter Johanna ins Zimmer trat, saß die alte Frau aufrecht im Bett und hatte die zitternden Arme nach der Thür ausgestreckt.

Hier schien Robert Lenk besser zu wissen, was er zu thun hatte. Er drückte die Mutter an sich, die im Uebermaß ihrer Freude zunächst nur schluchzen und sammeln konnte. Auch er fand keine Worte, seine Umarmung aber redete mehr, als seine Lippen je vermocht hätten.

„Johanna!“ rang es sich endlich aus dem Munde der Mutter. „Ich habe ihn wieder! Johanna, er ist ja wieder da! Komm her, liebe Tochter, küsse Deinen Bruder. Es ist ja mein Ergeborener, mein Robert, mein liebes, kleines Jungchen!“

Der junge Mann war an der einen Seite des Bettes niedergekniet. Er vernahm der Mutter Gebot ohne sonderliche Bewegung, denn bis jetzt hatte er erst wenig Sympathie bei der Schwester gefunden, die damals, als er der Heimat den Rücken gelehrt, noch ein Kind in der Wiege gewesen war.

Johanna trat an die andere Seite des Bettes und beugte sich hinüber, den Bruder zu küssen, während die Mutter ihre Hände vereinigte. Im letzten Moment aber wendete er den Kopf, sodaß des Mädchens frische Lippen nur seine gebräunte Wange berührten konnten.

„Johanna,“ fuhr die alte Frau in fiebender Aufregung fort, „jetzt ist mir nicht mehr bange vor dem Sterben, denn nun ist ja Robert hier. Dein Bruder wird für Dich sorgen, wenn ich nicht mehr bin.“

Es war seltsam, daß Robert bisher noch kein Wort zur Mutter gesprochen hatte; der aber fiel dies nicht auf.

„Wie steht er ist, der liebe, einzige Junge,“ singt sie wieder an. „Seine Hände sind so groß und so fein, und seine Arme so voll und hart! Mein lieber, guter Sohn!“

Der noch immer Knieende ließ die mütterliche Untersuchung mit diesem Ernst über sich ergehen.

„Ja,“ redete die alte Frau weiter, „ich wußte es, daß er groß und stark und stattlich werden würde. Als er noch ganz klein war, hatte er schon soviel Kraft in den Fingerchen, daß er mir manchmal wehe that. Und was für einen Schnurrbart er hat! Ach ja, Du warst ja ein Soldat da draußen in der Fremde. Dein Gesicht ist ein wenig rauch und gewiß auch recht sonnenverbrannt. Doch was ist dies, Robert? Was ist dies hier an Deiner Stirn? Eine Narbe?“

„Ja,“ antwortete der junge Mann, zum ersten Mal die Mutter anredend. „Das ist ein Säbelstich. Ich erhielt ihn im Kriege gegen die Peruaner.“

„Im Kriege gegen die Peruaner!“ wiederholte die Mutter leise und erstaunt. „Höre doch, Johanna!“

„Ich bin Major in der Chilenischen Armee,“ berichtete er weiter, „aber vielmehr, ich war das, ehe ich abdankte.“

Die blinden Augen der Greisin bestierten sich starr auf sein Gesicht; es schien, als lausche sie dem Widerhall einer anderen Stimme in dem tiefen, ruhigen Tönen der jungen.

„Deine Stimme ist tiefer, viel tiefer, als die Deines Vaters gewesen ist,“ nahm sie dann wieder das Wort, während ihre bebenden Finger noch immer liebevoll über sein Gesicht hinastießen und die Narbe versorgten, die von der Stirn bis an das Ohr reichte. „Das hätte Dich das Auge kosten können, Robert. Versprich mir, lieber Sohn, nie wieder in den Krieg zu ziehen.“

„Ich verspreche es,“ sagte er, ohne aufzublicken.

Das war die Heimkehr des so lange Ersehnten. Er war zur rechten Zeit gekommen, an einem Nachmittag, wie seine Mutter und seine Schwester sich das auch immer gedacht hatten.

Und doch fühlte es irgendwo; es war nicht so, wie es eigentlich hätte sein müssen. Freilich, die stumpf gewordenen Sinne der alten Frau merkten nichts davon. Ihr Sohn, ihr Robert, war augenscheinlich eine in sich gelehrt Natur; er redete nicht mehr, als es dringend nötig war. Er nahm die Dinge, wie sie kamen. Dabei schien er sich unter einem gewissen Zwange zu befinden, namentlich Johanna gegenüber.

Dieser entging dies keineswegs; allein selbst ihre eigene, noch sehr begrenzte Menschenkenntniß hatte sie bereits gelehrt, daß solches häufig die Art großer, blonder und blauäugiger Männer zu sein pflegt. Die machen nicht viel von sich, die gehen ruhig und gemächlich durchs Leben und lassen manches ungeagt und ungethan, was sie, nach der Meinung anderer Leute, wohl hätten sagen und ihm müssen.

Nachdem die erste Aufregung des Wiedersehens sich gelegt hatte, gelangte man zu der Erkenntniß, daß Robert wirklich keinen Tag später eintreffen dürfe. Noch ehe der Abend hereinbrach, sank die Mutter in einen tiefen, festen Schlaf, der den gegen Abend vorschreitenden Arzt zu einem Kopfschütteln veranlaßte.

„Um,“ sagte er zu Johanna, „sie schläft sehr gut und ruhig, — zu ruhig. Dieser Schlaf ist ein Vorbot des leichten, langen Schlafes; ich kenne das. Man beobachtet das öfter bei alten Leuten.“

Jetzt, zum ersten Mal, war es Johanna, als müßte sie allen Mut verlieren. Als sie sich noch allein befunden, war sie niemals verzagt, jetzt aber, wo sie den Bruder bei sich wußte, wendete sie sich, echt weiblich, in plötzlicher Angst hülselfsuchend zu ihm.

Sie standen mit einander am Bett; der Doctor, ein noch junger Mann, beobachtete sie unwillkürlich. Robert hatte, mit jener schweigenden Sympathie, die so selbstverständlich und doch so bereit ist, des Mädchens Hand in die seine genommen. Er sagte kein Wort, er blieb die Schwester nicht einmal an, die, neben seiner hohen, kraftvollen Gestalt so klein, sich leise an ihn schmiegte.

Dem Doctor war die Geschichte der Familie Lenk in der Hauptache bekannt, und er hatte stets die Besorgniß gehabt, daß die Heimkehr des so lange Ersehnten der Mutter das Leben kosten würde. Allem Anschein nach sollte er sich hierin nicht getäuscht haben.

Nach kurzem Aufenthalt verabschiedete er sich. Er konnte nichts thun, und draußen wartete sein Wagen, der ihn heute Abend noch in ein fernes Dorf bringen sollte. Die Aerzte an kleinen Orten haben, bei den großen Entfernungen, die sie bei

ihren Besuchen gewöhnlich zurücklegen müssen, nur selten Zeit, einen Patienten sterben zu sehen.

„Es ist mir eine Beruhigung, daß Sie jetzt hier sind,“ sagte er zu Robert, der ihn bis an die Gartentür geleitete. „Nun ist Ihre Schwester doch nicht allein. Es kann noch Tage währen, ehe das Ende eintritt.“

Es wähnte jedoch nicht Tage, nicht einmal einen Tag mehr. Der ruhige Schlaf der Mutter hielt an. Spät erst zogen sich Robert und Johanna zur Einnahme des Abendbrodes in das Nebengemach zurück. Nach Beendigung derselben wurde der Erste ein wenig redseliger. Mit der tiefen, weichen Stimme, die jolchen großen Männer zuweilen eigen ist, begann er, nicht von sich und seiner Vergangenheit, wohl aber von Johanna und deren Zukunft zu sprechen. Ruhig und ganz geschäftsmäßig verschaffte er sich Einsicht in die Verhältnisse der sterbenden Frau und bildete sich darnach ein Urteil über die Aussichten des Mädchens; mit einem Wort, er machte seine Autorität als Bruder geltend, und Johanna fühlte sich erleichtert und glücklich, ihm gehorchen zu dürfen.

Richt in den Zeiten der Freude und Lust, sondern in denen der Sorge und des Bangens schließen sich Freundschaften. Während der langen Stunden dieses Abends wurden Bruder und Schwester mit einander vertraut, inniger und wärmer, als dies in Monaten sorgenlosen Zusammenkommens hätte geschehen können.

Gegen Mitternacht bestand Robert darauf, daß Johanna sich in ihrem im oberen Stockwerk gelegenen Giebelstübchen zur Ruhe begab; er selber wollte sich angeseidet auf das Sophie im Zimmer der Mutter streden.

„Es ist nicht das erste Mal, daß ich in vollem Anzuge schlaf,“ sagte er. „Auch bin ich sehr müde.“

Nachdem sie sich noch allerlei im Hause zu schaffen gemacht, trat sie mit beschatteter Lampe zum Bett der Mutter. Lange betrachtete sie die friedlich schlummernde, sah sie Robert auf dem Sophie liegen, allem Anschein nach bereits fest eingeschlafen.

Hatte er sie absichtlich der Verlegenheit eines blüderlichen Guteachtsgreuges überheben wollen? so fragte sie sich, als sie leise die kleine Treppe emportstieg.

Am nächsten Morgen erwachte die Mutter mit klarem Bewußtsein, auch erschien sie merklich gestärkt. Trotzdem fühlte sie, daß das Ende nahe war. Sie rief ihre beiden Kinder zu sich heran und richtete die glanzlohen Augen auf sie.

„Run mag Gott mich abrufen,“ begann sie mühsam und abgebrochen, „ich bin bereit. — Meine lieben, lieben Kinder. — Ich gehe zu Eurem Vater, — und, Gott sei Dank, ich kann ihm nun sagen, daß ihr beieinander seid. — Ich hab' es ja immer gewußt, daß Robert wieder heimkommen würde. — Mein Robert, mein lieber, mein guter Sohn, — küsse Deine Mutter!“

Der junge Mann beugte sich nieder und küßte sie.

„Ach!“ fuhr die Sterbende fort, „wie gern möchte ich Dich sehen, — mein geliebtes Kind, — ach, nur auf einen Augenblick, ehe ich von Ihnen scheiden muß; — Johanna,“ — sie wendete sich nach der anderen Seite, auf der das Mädchen stand — „sage mir, wie er aussieht. — Nein, los, — ich weiß es ja, ich kenne ja mein Kind, meinen Ergeborenen. — Er ist groß, groß und hager, wie sein Vater. — Sein Haar ist dunkel; auch sein Vater hatte dunkles Haar. — Und seine Augen, seine lieben Augen, — die sind schwarzbraun, ich habe sie oft gefühlt, als er noch ein kleines Kind war. — So sieht er aus, nicht wahr, Johanna?“

Das Mädchen schaute den ihr gegenüber Stehenden an; ein starres Entsehen dämmerte auf ihren bleichen Zügen. Sie schaute in eines blonden Mannes blaue Augen, und diese Augen, ebenso wie auch die Lippen unter dem röthlichen Schnurrbart, zwangen sie durch stummen Befehl zu der Antwort:

„Ja, Mutter, ja.“

Eine Minute lang herrschte tiefes Schweigen im Zimmer. Johanna stand erblaßt und regungslos, des Verlaufs und Ausgangs dieser seltsamen Sache gewartig. Die Sterbende atmete schwer, dann sang sie wieder mühsam an zu sprechen.

„Küß mich, liebe Kinder,“ sang es leise über ihre Lippen. „Robert, mein Ältester, Du zuerst. — Nun Du, Johanna. — Und nun küß Euch gegenseitig, — hier, über meinem Bett, — ich will es hören, — damit ich es — Eurem Vater — erzählen kann.“

Mit letzter Kraft erhob sie die Hände nach den Köpfen der beiden. Johanna zögerte einen Augenblick, dann neigte sie sich vorwärts, und ihre Lippen begegneten denen des jungen Mannes.

Das war das Ende.

Eine halbe Stunde später standen Johanna und der ehemalige chilenische Offizier in dem anstoßenden Gemach am Tische. Er zögerte nun nicht mehr mit seiner Erklärung.

„Robert ist tot,“ sagte er. „Er wurde als Verräther verurtheilt und erschossen. Mit einer solchen Kunde aber durfte ich nicht vor die Sterbende treten. Ich kam nicht her, um jemand zu täuschen, — mir blieb jedoch keine Wahl.“

Er schwieg; dann that er einige Schritte der Thür zu, langsam, zögernd. Unweit des Ausgangs blieb er stehen und wendete sich um.

„Ich meine auch jetzt noch, daß es das Beste war, was ich thun konnte,“ sagte er ernst und wie um Verzeihung bittend.

Johanna antwortete nicht. Ihre Augen waren voll Thränen. Es lag etwas Ergriffendes in der unbekümmerten Besangenheit dieses großen, kraftvollen Mannes, der nicht wußte, wie er sich mit der heißen Lage, in die er, ohne es zu wollen, sie beide gebracht hatte, abfinden sollte.

„Gestern Abend,“ fuhr er fort, „habe ich Anordnungen für Ihre Zukunft getroffen, — wie ein Bruder, — wie Robert dies gelahn haben würde. Wir sind Kriegskameraden gewesen in einer Armee, wo es wild und wüst hergeht. Ihr Bruder war kein guter Mensch. Wir alle haben dort drüben nicht viel gelernt. Er hatte mich gebeten, Ihnen Nachricht zu bringen, wenn ich ins Vaterland käme,“ flügte er hinzu. „Ich gehe nun wieder hinüber.“

Er bestete seine ehrlichen Augen mit tr

Nachdruck verboten.

Fütterung der Wildschweine.

Nach dem Gemälde von A. Tiegen. — Siehe Seite 17.

Das Wildschwein ist heutzutage ein seltener Gast in unseren Wäldern, man hat es nicht geschont, da es dem Land-



Das Mausoleum des Fürsten Bismarck.

wirthe viel Schaden zufügte und auch im Forst viel Unheil anrichtete. Nur in besonderen Sauparks und eingefriedigten Waldungen wird es noch gehalten, sonst wäre es wohl schon längst ausgerottet. Der große Vetter unseres zahmen Hausschweines ist ein wilder Geselle, — schon sein struppiges, schwarzes Vorstensleid unterscheidet ihn von unserem grunzen Hausthier, nicht minder aber sein großer Kopf mit den mächtigen Hauern, der ihm das Gepräge unähnlicher Wildheit und großer Kraft giebt. Und diese Kraft weist das Wildschwein zu gebrauchen. Wenn es angefochten ist oder seine Frischlinge bedroht werden, greift es seinen Feind rücksichtslos und hartnäckig an, und wehe dem unglücklichen Schlippen, der dann in seine Nähe kommt, er wird mit den Hauern des wüthenden Thieres unangenehme Bekanntschaft machen.

Für gewöhnlich ist das Wildschwein aber vorstichtig und scheu, es entfernt sich schnell, wenn man ihm naht, und gegen Hunde hat es große Abneigung. Nur gegen einen Menschen ist es nicht fürchtsam, — gegen den Forstwärter, der ihm zur bestimmten Zeit Futter bringt.

Wir hatten uns mit dem Forstwärter verabredet, einer Fütterung beizuwöhnen. Der Wind piff durch die Bäume und der Schnee knirschte unter unseren Tritten, als wir dem Futterplatz zuschritten. Verwundert blieben wir hin und wieder stehen, denn rechts und links standen wir den fügtiefen Schnee häufig aufgemäht und weggescharrt, hier und da blickte die schwarze Erde, aufgerissenes Moos und dürres Laubwerk hervor. Der Forstwärter nickte. „Sie haben Hunger gehabt,“ meinte er, „gewiß warten sie schon auf dem Futterplatze auf mich.“ Das traf auch zu, denn als wir den Platz erreichten, sahen wir hier und da schon einen schwarzem Kopf durch die Bäume lugen. Wir traten hinter die Hütte, und unser Führer besorgte das Abendbrot seiner Schläflinge. kaum hatte er Mais und Kartoffeln hingestreut, da hörten wir erst in der Ferne ein gedämpftes, unheimliches Grunzen, und dann kam die schwarze Schar herbeigezellt; mächtige Keiler, Bachen und Frischlinge in allen Größen. Das war ein Leben. Heftig ungern stürzten sie über das Futter her, man hörte nur das Krachen des zermalmten Korns und das Schnappen beim Zerkauen der Kartoffeln, dazwischen ein Grunzen des Wohlbehagens. Je mehr aber das Futter verschwand, desto mehr steigerte sich der Eifer der Thiere, noch etwas zu erwischen, und manchmal entspann sich ein regelrechter Kampf um einen begehrten Becherbissen. Die rohe Gewalt

siegte, der Schwäche mußte sein Heil wo anders suchen, um auch hier wieder von einem Stärkeren verdrängt zu werden. Hier tritt sogar die Mutterliebe gegen den Hunger zurück, die Bachen würden den Frischlingen ohne Zweifel das Futter wegessen, wenn nicht besonders eingefriedigte Plätze, die den Kleinen nur zugänglich sind, sie davon abhalten. — Unser Führer machte uns auf eine Schneewolke aufmerksam, die sich in der Ferne zeigte. Da kam noch ein Nachzügler. Im

schnellsten Laufe sauste ein mächtiger Keiler daher, und stürzte sich unter die anderen Thiere um von dem Rest des Futters noch so viel wie irgend möglich zu erwischen. — Jetzt war alles verzehrt und so schnell wie sie gekommen waren, verließen die Schwarzköpfe den Schauplatz, nur ein Keiler blieb zurück und schaute den Forstwärter erwartungsvoll an.

„Er will noch seinen Nachtsch haben,“ sagte dieser, „er ist ein Feinschmecker.“ Und dann griff er in die Tasche und brachte Kastanien und Mohrrüben hervor, die er dem Ober hinhieb. Das Thier kam furchtlos heran und nahm die Leckerbissen aus des Wärters Hand, und erst, als es sah, daß nichts mehr zu erwarten sei, suchte es das Weite.

Als wir aber erst wieder von der Stadt aufgenommen worden waren und Wagenkarren und Pferdebahngelinge an unser Ohr schlug, da beneideten wir den Forstwärter, der jeden Tag Zwiesprache mit der Natur halten kann.

Unsere Kinder.



Lieber Onkel!

Hoffentlich gefallen Dir auch unsere Bilder. Ich bin eine Holländerin, deswegen bin ich als Seeländerin photographiert; aber wir wohnen $1\frac{1}{2}$ Jahr in Deutschland. Ich mache im Anfang viele Fehler und weiß auch nicht immer, wann ich mir oder mich jagen muß, es ist so schwer! Hans ist Sergeant und liebt Seegeschichten sehr. Ich habe zu Weihnachten viel gearbeitet, Mutter bekam eine Handarbeit von mir. Ich bin $1\frac{1}{2}$ Jahr und mein Bruder ist $10\frac{1}{2}$ Jahr alt. Wir wohnen in Niederrhein.

Viele herzliche Grüße

von Deiner

Vincentia Sligting.

Lieber Onkel!

Gennie sagt, daß ich Dir auch etwas schreiben soll. Aber ich habe wenig Zeit, weil ich im Garten arbeite, ich pflanze Erdbeeren, weil ich die gern esse. Ich lerne auch Violine und muß jeden Tag studiren. Empfange viele Grüße

von Deinem

Hand Sligting.

Nachdruck verboten.

Das Mausoleum des Fürsten Bismarck in Friedrichsruh.

Bon den Tausenden und Abertausenden, die sich im Laufe der letzten Jahre nach Friedrichsruh begaben, um des Altreichskanzlers Heim im Sachsenwald aufzusuchen und, wenn möglich, ihn selbst ehrfürchtig zu begrüßen, haben gar viele auf dem „Schneckenberg“ geweilt, der leichten Bodenanschwelling, gegenüber dem Hauptportal des Schlosses, auf der sich jetzt das Mausoleum erhebt, das die irdischen Überreste des großen Mannes aufzunehmen bestimmt ist. Auf dem Schneckenberg bot sich gute Gelegenheit, zu warten, bis die Pforte sich öffnete — und des Fürsten hohe Redengestalt erschien, entweder hoch zu Ross, oder zu Fuß in Begleitung der Doggen, oder im Wagen, je nachdem.

Heutzutage umgibt noch eine Einfriedigung die Baustätte. Bis Ende März wird der soeben im Rohbau fertiggestellte Bau mit der inneren Einrichtung versehen und genügend ausgetrocknet sein; um dann seiner Bestimmung übergeben werden zu können. Ursprünglich war bestimmt worden, den Bau so schnell zu fördern, daß die feierliche Beisetzung am 27. November 1898, dem Geburtstage der Fürstin, stattfinden könnte, doch war dies nicht möglich, ohne die Sicherheit des Baues zu gefährden. Nun wird die Überführung wohl erst am Geburtstage des großen Kanzlers, am 1. April, erfolgen.

Einfach genug hat es sich gestaltet, das Grabdenkmal, wie das durch ausdrückliche Willenskundgebung des großen Dathin geschieden zu bestimmt worden war. Auch den Ort seiner Grabstätte hatte Fürst Bismarck genau festgestellt; er wollte gegenüber dem alten Schlosse zur ewigen Ruhe gebettet werden, umrahmt von den gewaltigen Eichen und Buchen seines Sachsenwaldes, dann könne er, wie er scherzend hinzufügte, wenigstens immer die Eisenbahn vorüberfahren hören. — Da das eigentliche Mausoleum, etwa 40 Fuß hoch und von einer mit Kupfer bedeckten Kuppel gekrönt, schließt sich die Grabkapelle, in der die Beisetzungsfestlichkeiten stattfinden sollen. Die Gesamtlänge des in streng romanischem Stil gehaltenen Bauwerks ist 27 m (90'). Auf Grundmauer aus Backstein-Mauerwerk, mit Granitfindlingen bekleidet, erhebt sich der Oberbau in Tuffsteinquadern. Über dem Eingang der Kapelle ist Bismarcks Wappen eingemeißelt, der einzige Schmuck des Gebäudes; wahrscheinlich es bedürfte auch keines weiteren!

Am 18. August wurde der Grund für den Bau abgesteckt; am 22. August erfolgte der erste Spatenstich. Architect Schobach in Hannover ist der Erbauer. — Fürst und Fürstin Bismarck sollen unter dem

Kuppelbau beigesetzt werden, während unter der Kapelle, in unmittelbarem Zusammenhang mit jenem Beisetzungsräume, die Familiengröße ihren Platz erhält. — Ringsum werden Parkanlagen geschaffen. Buchen- und Eichen-Hochwald umkränzt fast völlig die Gipfelplatte des „Schneckenbergs“. Nur nordwärts eröffnet sich die Aussicht über die Eisenbahn auf das Postgebäude und auf das Pförtnerhaus des Schlosses; dieses selbst liegt unter dichten Tannengrün verborgen.

Redactions-Post.

Gertrud von L. in Au-berg. — Die Martinsgank hat mit St. Martin nichts zu thun. Die Legende erzählt zwar, Martin habe, als man ihn gesucht, um ihn zum Bischof zu machen, sich bei den Gänsen versteckt und sei durch ihr Gejähnster verraten worden. Allein, die Geschichte des Heiligen geht hierüber keine Auskunft, und Simrock meint, die Legende sei erst später entstanden, um die vorhandene Sitte zu erklären. Nicht un-wahrscheinlich führt die Bezeichnung daher, daß die Gejähne in früheren Zeiten am

St. Martinstage ihre Stufen an Hühnern und Gänsen erhielten. — Der Name Martinsgank ist uralt, schon in den Annal-Corbei anno 1171 treten Ansoros Martiniani vor, und auch auf den alten Stad- und Runenkalender ist der Martinstag mit einer Sand bezeichnet.

Märtha B. in Aufstein. — Wir glauben, abrathen zu müssen. **Wissbegierige in Neval.** — Die Entzifferung der Hieroglyphenschrift ist durch die Tafel von Rosette möglich geworden. Die Gelehrten hatten es schon aufgegeben, sich jemals das Verständnis der Hieroglyphen anzueignen, da entdeckte im Jahre 1800 der französische Ingenieur Champollion im Tore St. Julian von Rosette eine Basalt-Tafel, in die ein Decret vom Jahre 200 n. Chr. in drei Sprachen eingemeißelt war: in Griechisch, Demotisch und Hieroglyphisch. Das Griechische war den Gelehrten natürlich ganz zugänglich. Sie fanden darin zunächst die Bestimmung, daß das Decret auch in demotischer Schrift neben das Griechische zu lesen sei. Das Demotische ist eine Briefsprache, die sich um 2000 v. Chr. aus den Hieroglyphen entwickelt hat, eine vereinfachte Schrift, aus der man die ursprünglichen hieroglyphischen Formen noch herausnehmen kann. Nach einigen zwanzig Jahren ernstig Forschend ist dann die ganze Inschrift festgestellt worden, sie wurde der Schlüssel der Hieroglyphenschrift.